MARIENBOTE



April 1944

Inhalt

ETERNAL SPRING

Can earth again grow lovely things
After long winter's biting cold?
Can clay, once frozen hard as stone
Have living roots within its hold?

Ah, this is resurrection time
In nature as it is in grace.
The plants that slept all winter long
Awake to fill their proper place.

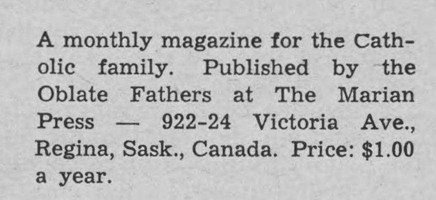
The joy of spring breaks forth in streams
Of Life that flows anew;
Our hearts are joyful at the thought
That Christ will wake us too.

And after we have gone to sleep . . .
We're planted like the wheat . . .
On that great resurrection day
His triumph is complete.

("Prairie Blossoms", by M. A. Geenen.)

Der Marienbote

Monatsschrift für die katholische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Regina. Adresse: The Marian Press, 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Preis: $1.00 jährlich.



A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Price: $1.00 a year.

Schriftleiter - Rev. Father H. Krawitz, O.M.I. – Editor
Rev. Father J. Peters, O.M.I. — Assistant Editor

Nr. 7 | April 1944 | 12. Jahrgang

Dies und Das

Frühling. Ueber die Felder ist das Frühlingswehen gekommen. In ungebeugter Kraft ziehen sie dahin, die Winde des Lebens. Und wo ihr Atem schlägt, da müssen Eis und Schnee und Starrheit und Tod weichen. Hier und da sieht man schon kleine, zarte, frischgrüne Grashälmlein der Sonne entgegenzittern und durch die ganze Natur geht es wie ein jauchzendes Lied: Das Leben ist doch stärker als der Tod!

Der Tod! Was konnte er bis jetzt der Schöpfung Gottes anhaben? Jahrtausende weckt die Natur schon neues Leben. Seit Jahrtausenden wird dieses Leben immer wieder vom Tode getroffen—und bleibt dennoch ewig unbesiegbar. Seit Jahrtausenden arbeitet der Tod in der Schöpfung, alles vernichtend—und doch keinen Sieg davontragend.

Tod, wo ist dein Sieg? Froh klingt diese Frage, wenn wir zur Zeit der Winterscheide hinausschauen in die sonnenübergossene Frühlingsnatur. Bitter jedoch klingt sie, wenn wir unsere Blicke dem Leben der Menschheit zuwenden, das, ungeachtet des neuen Frühlings und ungeachtet der neuen Sonne, in Not und Qual sich windet.

Ist denn der Frühling nur für die Vöglein und Gräslein da? Hat er dem Menschen wirklich nichts von all der Freude und all der Wonne zu geben, die in jedem neuerwachten Blättlein zittern und aus jeder Brust unserer kleinen Sänger zum Himmel emporjubeln?

So frägt der Tor. Der Weise aber versteht: Es kann der Frühling dem Menschengeschlechte nur dann seine Wonnen schenken, wenn er in der Menschenbrust jene Aufnahme findet, die der Schöpfer zum Gesetz gemacht. Es muss der Mensch den Frühling nämlich ganz anders atmen, als es die Vöglein tun und die Gräser. Den Vögeln der Lüfte, den Blättern der Bäume und den Gräsern unserer Fluren genügen Sonnenschein und Frühlingslüfte. Mehr brauchen sie nicht zum Glück des neuen Lebens. Von der Sonne und von den Lüften kommen ihnen Säfte und Wachstum und Blühen und Gedeien. Der Mensch aber braucht weit mehr als nur Sonne und Wärme. Der Mensch atmet ja nicht nur mit den Lungen des Lebens, und sein Freuen hängt nicht nur ab von dem, was sein Auge sieht, sein Ohr hört und sein Blut empfindet. Tief in seiner Brust liegt ein anderes Leben. Ein Leben der Lust und des Leides. Ein Leben, von dem Liebe kommt oder Hassen, Güte oder Härte, Reinheit oder Schuld. Und dieses Leben leitet ihn und herrscht über seine Geschlechter. Ob es Winter ist oder heller Frühling: Die Freuden des Menschen und auch seine Tränen lassen sich nicht beeinflussen, lassen sich weder hervorrufen noch hemmen von den Stürmen oder von den Lenzen der Natur. Sie sind abhängig von jenen Mächten, die dem Reiche des Geistes entstammen.

Vor Jahrtausenden war es, als das "Es werde" des Schöpfers die leeren Räume erfüllte. Und es ward. Welten entstanden und Sonnen und Sterne. Und aus den Tiefen unserer Erde brachen glühende Lavaströme hervor, wild und mächtig, die, dem Gesetze Gottes folgend, zu gigantischen Gebirgszügen erstarrten. Und dann kamen die Winde und die Stürme. Brausend und tosend stürzten sie sich gegen die kahlen Steinriesen, überschütteten sie mit den Keimen und den Gluten des Lebens, bis die toten Felsen nachgaben und es grün wurde auf ihren Höhen und in ihren Schluchten. Und heute grüsst uns von den Bergen der Sieg des Lebens. Er grüsst uns aus den Wäldern und aus den Matten, die hoch hineingewachsen sind in die Wildniss der steinernen Riesen. Er grüsst uns aus den einsamen Tannen, den letzten lebenden Nachbarn der ewigen Gletscher, und aus den einsamen Bergblümlein, die auf schwindelnden Höhen, zwischen Fels und Stein, mit wundersamen Farben und wundersamen Düften das Lob des Schöpfers singen.

Es hat gesiegt, das Leben der Natur. Im Reiche der Menschen aber wollte es nicht zum blühenden Siege des Lebens kommen. Geschlechter kamen und gingen, und was von ihnen in den Büchern der Geschichte geschrieben steht, das spricht von Leid und Not, von Schuld und von einem Hassen, das immer weit tiefer in unserem Leben stand als das Lieben. Es verdüsterten Schuld und Hassen das Leben der Menschen bis zu jenem erschreckenden Karfreitagsdunkel, vor dem, wie geschrieben steht, selbst die Natur erschrak, dass die Felsen zersprangen, die Sonne sich verfinsterte und die Gräber sich öffneten.

Es klingt die Erzählung vom Karfreitagsdunkel wie ein Märchen. Aber: Sie war da, diese Finsternis, und kein höhnisches Lächeln und kein ungläubiges Spotten wird sie streichen können aus den Tagen der Geschichte. Genauso wie kein Lächeln und kein Spotten jenen Ostersonntagmorgen aus der Weltgeschichte fortwischen kann, an dem der menschgewordene Gott dem Grabe entstieg und uns aus seinen Wunden und aus seiner Auferstehung die Botschaft kam, dass jetzt auch dem Menschen ein Frühling mit einem neuen Leben angebrochen sei. Aus dem Urgeiste Gottes kam das Wehen dieses Frühlings, und wo der Atem dieses Frühlings schlägt, da wachsen Liebe und Frieden und Segen und Freude. Und er bringt die Erfüllung der jahrtausendalten Prophezeiung: "Es wird sich die Oede und Wüste freuen und aufjubeln die Einöde und blühen wie eine Lilie. Ueppig wird sie sprossen . . . des Libanons Herrlichkeit ist ihr verliehen, die Pracht des Karmel und Saaron." (Is. 35, 1, 2.)

Ostern. Christus ist erstanden! Jubelnd verkünden es die Osterglocken den Frühlingslüften, den Tieren der Wälder und den Gräsern der Felder. Und lockend und bittend pochen sie auch an die Herzen der Menschen. Christus ist erstanden? Und hat uns durch diese Auferstehung von Knechtschaft und Leid erlöst? Hören wir diese Botschaft nicht schon unser ganzes Leben lang— und ächzen und stöhnen wir nicht zugleicher Zeit trotz dieser Botschaft unser ganzes Leben lang unter dem Fluch von Jammer und Not?

Ja, wir sind immer noch gefesselt, sind immer noch Knechte des Jammers und des Leides, trotz aller Frühlingslust und aller Frühlingswonne der Natur. Ist das aber des Auferstandenen Schuld? Unser Freuen und unser Leid kommen aus dem Reiche des Geistes. Und aus dem Menschengeiste kommt die Geburt der Liebe oder des Hassens, des Rechtes und des Unrechtes. Liebe und Recht bringen Segen, Hassen und Unrecht bringen Leiden.

Was ist der Sinn unserer Klagen gegen Gott? Was fragen wir in die Lüfte hinein, warum Er, der dort droben über den Sternen in berauschender Herrlichkeit und in berauschenden Wonnen Sein Leben lebt, warum Er kein Erbarmen für Sein Volk zeigt? Warum Er nicht hinwegnehme aus unserer Mitte die Macht der Ungerechten und der Tyrannen, die uns plagen?

Es will der Ewige Erlösung bringen, nicht Fluch und Strafe. Wie auf Sein Geheiss die Frühlingsstürme über unsere Felder brausen, Winterstarre und Wintertod vor sich hertreibend und der Natur das Antlitz eines neuen Lebens bringend, so weht vom Ostergrabe der Erlösung ein Wehen der Gnade durch unsere Erdentäler, das das Antlitz des Menschenlebens ändern will. Aendern vom Antlitz der Schuld zum Antlitz der Reinheit, vom Antlitz der Tränen zum Antlitz der Seligkeit. Einen neuen Menschen will die Erlösungsgnade des Ostergrabes schaffen, und mit diesem neuen Menschen einen neuen Frühling in der Geschichte der Menschheit. Wie damals, vor Jahrtausenden, die Erde sich bäumte unter der Wucht der aus ihren Tiefen hervorbrechenden Lavaströme, wie damals die harten, felsigen Höhen sich bauten und hoch hinauf sich stellten in die Nachbarschaft der Sonnen, wie damals die Winde kamen und die Stürme, die Berge mit Leben übersäend, so bricht seit der ersten Osternacht das Feuer der Liebe aus den Urtiefen der Gottheit und greift tief in unser Leben hinein. Tiefer, als wir es uns denken. Wir merken zwar nicht viel von dieser Liebe. Wir sehen nicht die wuchtigen Werke ihrer Macht, und wenn man sie mit jenen Feuern vergleicht, die am Anfang der Zeiten unsere Erde durchwühlten und ihr Höhen und Tiefen gaben, dann lächelt man wohl leise. Ja, die Lavaströme, die vollbrachten Werke. Was aber hat die Liebe bis jetzt getan?

Was hat sie bis jetzt vollbracht, die Liebe? Nicht die Liebe, wie sie die Menschen verstehen, aber jene vergöttlichte, durchgnadete Liebe des gottdurchglühten Menschen, die Christus uns gebracht?

Die Liebe ist ein zweischneidiges Schwert. Wo sie ist, da kommen Sonne und Segen ins Leben

Wo sie nicht ist, da wächst die Lieblosigkeit und mit ihr der Hass. Und Hass ist eine heisse Leidenschaft, genau so wie die Liebe eine heisse Leidenschaft ist.

Was hat die Liebe bis jetzt vollbracht? Wir sehen die Werke des Hasses—und das zeigt uns, was der Mangel an Liebe unter uns gebaut! Verhärtete Lavaströme menschlicher Hassesglut, die sich zu Riesenbergen des Leidens und der ödesten Trostlosigkeit gebaut, erfüllen die Täler unseres Jammers. Verlangend schauen wir hinauf zu diesen Höhen, es will sich aber auf ihren fernen, eisigen Rücken kein Leuchten und kein Glühen zeigen, dass uns das Heranbrechen eines neuen Tages venkündete. Hoch wächst der Hass, hoch wachsen seine Werke, seine Werke der Kultur und seine Werke der Zerstörung—und mit ihm wachsen Aussichtslosigkeit und Verzweiflung.

Und es werden wachsen unter den Menschen die Mächte der Tränen, bis unser Geschlecht wieder zurückkehrt zum Frühlingsquell des Ostergrabes. Von dort weht der Geist des Geistes, das Licht des Lichtes und die Kraft aller Kräfte. Von dort nur kommt der neue Mensch, der aufbauen wird das neue, heissersehnte Zeitalter des Segens. Das Zeitalter, dessen Tage weniger Stürme der Not sehen werden als wir, weil seine Menschen tiefer in sich tragen werden Liebe, Brüderlichkeit—und Gott.

Christus ist erstanden! Kein Grab gibt es mehr, weder für Ihn selbst noch für das neue, unglaublich wundersame Leben, das Er uns gebracht. Mögen sie auch höhnen und hassen, die Menschen, denen Christus nichts und denen die Irrwege unserer Kultur alles sind: Wir glauben trotz unserer eigenen Tränen und unserer eigenen Schmerzen an den Sieg Seines Lebens. Er wird kommen, der neue Tag Christi, denn—"Gott erfüllt, was Er verspricht, das ist unsere Zuversicht!"

Der Schriftleiter.



Sei gegrüsst, du Ostertag!



Von M. Poltiske, Wilkie.

Sei gegrüsst, du schöner Ostertag,
An dem vom Tode siegreich auferstand
Der Heiland, der den Bösen überwand,
Der Sünde und der Hölle Macht zerbrach!

O sei gegrüsst, du schöner Ostertag!
Es glänzt nach Kampf und Leid und Todesqual
Dereinst auch uns ein lichter Morgenstrahl,
Wenn wir dem Auferstand'nen folgen nach.

O sei gegrüsst, du schöner Ostertag!
An dem der Seele, in der Sünde Nacht,
Der Auferstand'ne Trost und Licht gebracht,
Dem einst am Kreuz das Herz im Tode brach.

O sei gegrüsst, du schöner Ostertag!
Lasst laut erschallen Feierglockenklang;
Lasst hell erklingen Hallelujasang!
Gegrüsst, du Lenzensmorgen! Ostertag!

Unser Herr im Stein

Von Reimmichl

I.



Die Seealm ist einer der höchstgelegenen Orte in den Tiroler Hochalpen. Roggen, Weizen und Gerste wächst da oben nimmer, aber desto fetter und üppiger das würzige Alpengras. Dieses würzige Alpengras bietet eine vortreffliche Nahrung für das Vieh. Darum ist das Vieh von der Seealm auf allen Märkten sehr gesucht und es gilt weitum in der Gegend als das schönste und kräftigste.

Die weiten Wiesen und Weiden gehören bloss einigen zwanzig Bauern; darum kann jeder von ihnen einen zahlreichen Viehstand halten und erfreuen sich alle eines blühenden Wohlstandes. — Weitaus der erste und ein wahrer Fürst unter ihnen ist der Hohenegger. Zwei Stunden aus und ein kannst du fragen nach Wiesen und Wäldern und überall heisst es: "Das gehört dem Hohenegger." — Von der Talsohle nach Norden hin steigt ein Bergabhang fast senkrecht in die Höhe, weit hinauf. Da droben auf dem Felsenvorsprung thront wie ein Schloss das stattliche Wohnhaus, das Hohenegg. Es ist ganz aus Holz gezimmert, die Fensterstöcke sind weiss angestrichen und aus dieser lichten Umfassung schimmern die Fenster wie Silberaugen in das Tal hinunter. Gleich hinter dem Wohngebäude erhebt sich der dunkle, vielhundertjährige Bannwald. Wie schlanke Säulenschäfte steigen die weissen Fichtenstämme in die Höhe; auf ihren Kronen rasten die Wolken. Es ist ein herrliches Stück Erde, fast wie aus einem Schächtelchen genommen, das Tälchen der Seealm, wenn man vom Hohenegg herniederschaut. Das Tal ist fast so eng wie eine Bauernstube. Die Luft da oben ist immer klar und hell; darum kann man von der einen Talwand aus auf die andere fast jeden Baumstamm, jeden Strunk und Stein zählen.

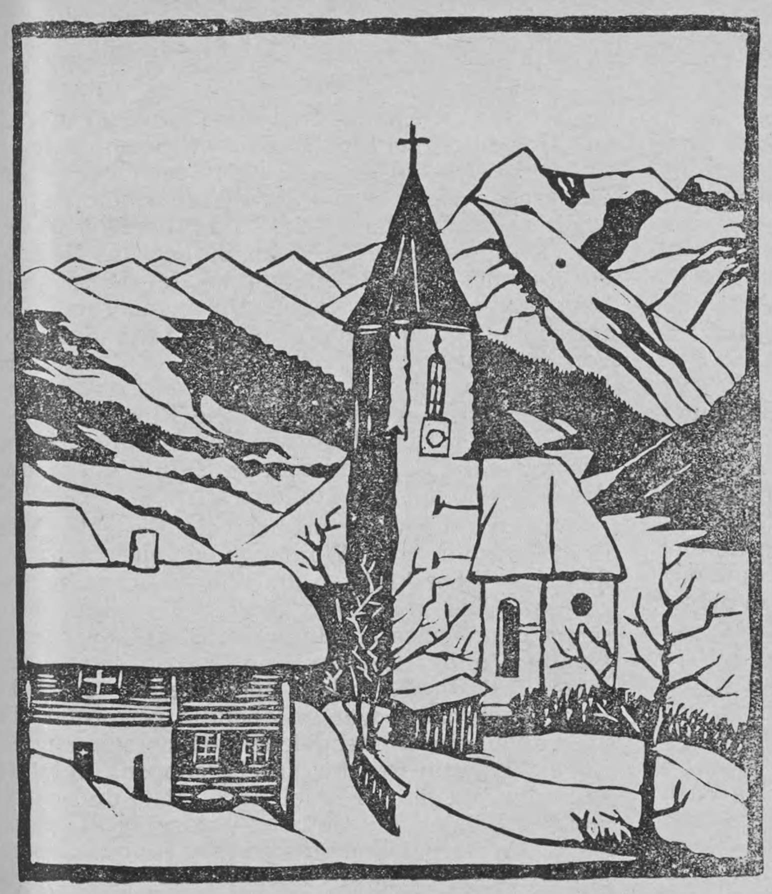
Man sieht, wie sich all die Bächlein und Wässerlein ihren Weg durch das Gestein graben, wie sie über die Felsen heruntergischten, man sieht selbst den langen Baumbart von den schwarzen Aesten hangen.

Drunten in der Talsohle, gerade zu Füssen des Hohenegg, liegt, ganz in Rasen eingebettet und von mächtigen, dunklen Fichten umstanden, das dunkle Auge eines kleinen Sees und schaut so traulich empor zu dem Haus in der Höhe. Die hochstämmigen Fichten und darüber das Hohenegg und noch darüber der blaue Himmel senken ihr Bild tief in das dunkle Talauge und baden sich in den kühlen Fluten. Dem Hohenegg gegenüber auf der Schattseite hat sich ein eigentümliches Gebilde aus Stein aufgebaut. Der kahle Felsen mit seinen Spitzen und Zacken überragt das Hohenegg noch um ein gutes Stück. Es braucht gar keine erhitzte Phantasie, um aus seinen Umrissen alle möglichen Gestalten und Bilder herauszufinden. Ein Bild fällt auch dem blödesten Auge sofort auf. Man möchte glauben, es sei wohl mit Absicht von Riesenhänden aus dem Felsen gehauen. Die Leute heissen das Felsengebilde: "Unseren Herrn im Stein."

In der Tat es ist ein Christusbild, das an Deutlichkeit wirklich nichts zu wünschen übrig lässt.

Das steinerne Christusbild sitzt schon Jahrhunderte da droben. Die linke Hand ruht auf dem Schosse und die rechte weist empor zum Himmel. Seine Züge sind nicht verzerrt und schrecklich, sondern sanft und mild. Der Bart, das wallende Haar, alles ist deutlich gezeichnet und der lange Mantel wickelt sich tief über die Felswand hinunter.

Etwas nach rechts hin bildet der Felsen wieder mancherlei andere Gestalten. Zwischen diesen und dem Christusbild ist eine tiefe Felsenritze, durch welche nur die kühnsten Gemsenjäger einen Steig haben. Durch diese Felsenritze gucken die blendend-weissen Sptizen und Köpfe der Schneealpen heraus. Wenn der warme Wind geht,



Fröhliche Ostern!

Das froheste Stück der frohen Botschaft wird heute in der ganzen Christenwelt verkündet, es ist die Botschaft von der Auferstehung Christi. Wie für die erste Christenheit bildet diese Botschaft das Fundament des Glaubens auch für die Christenheit unserer Tage. Von ihrer Freude lebt die unzerstörbare Hoffnung unseres Daseins. Es ist eine Freude, die aus der frohen Botschaft überströmt in unsere Herzen, in unsere Familien, eine Freude, die grösser ist, als alle Not und alle Wirrnis. Sie alle, die gross sind, oder gross scheinen, befinden sich auf dem Wege zu ihren Gräbern. Christus aber kommt aus einem Grab, das er mit göttlichen Kräften gesprengt hat, und dieser Christus lebt! Mit uns ist das Leben, mit uns ist die Freude, mit uns ist die Hoffnung. Die Grundstimmung unseres Lebens und unseres Kampfes ist der Osterjubel. Wir siegen morgen, weil wir gestern gesiegt haben und immer gesiegt haben, weil Christus unüberwindlich ist. Allen unseren Lesern rufen wir zu: Gnadenreiche, fröhliche Ostern! Alleluja! —D.D.W.

---

hört man durch die Felsenritze die Glocken vom jenseitigen Tale herüberläuten. Bei gewissen Windströmungen geht da oben ein sonderbares Tönen und Singen los. Bald klingt es deutlich wie Weinen und Jammern herunter in die Seealm und herüber gegen Hohenegg — und das bedeutet nichts Gutes — bald tönt es wie Orgelklang und feierliches Singen; dann sagen die Leute: "Heut haben die Bergmandlen Festtag!" — Ganz still ist es droben in der Seealm überhaupt nie. Wenn die "Bergmandlen" auch schweigen, die tosenden Sturzbäche und die rauschenden Wasser unterbrechen keinen Augenblick ihr ewiges Lied. Auch droben im Bannwalde hinter dem Hohenegg geht in einemfort ein geheimnisvolles Rauschen durch die altersgrauen Baumriesen.

Heute wiegen sie ihre Köpfe hin und her, ein jeder möchte gern an der Schulter des anderen vorbeisehen, was es drunten im Tale gibt. So feierlich tönen die Glocken herein in den Talkessel und die Pöller wecken ein hundertfaches Rollen und Rauschen in den Klüften und Felsen.

Drunten am Eingange der Seealm steht ein kleines, unscheinbares Häuschen. Vor demselben staut sich heute eine bunte Menge in Festtagskleidern. Junge Burschen schiessen fortwährend aus Pistolen und stossen helle Jauchzer in die Luft hinaus. Auf ihren Hüten schimmern Flittersträusse und wehen farbige Bänder. Das Häuschen gehört dem Wurzelgraber-Much. Seine einzige Tochter, die "schöne Burgl", ist heute Braut und Bräutigam ist der Hoheneggerbauer, der Wast. Gar manche stolze Bauerntochter in der Seealm hatte sich den Wast eingebildet. Wer Wast hatte sich das ärmste, zugleich aber auch das schönste Mädchen zu seiner Lebensgefährtin ausgewählt. Jetzt tritt die Burgl an der Seite des Brautführers aus dem Häuschen. Ihr Gesicht, wie Milch und Blut, ist heute etwas mehr gerötet und hebt sich recht vorteilhaft von der weissen, mit Goldschnüren durchwirkten Halskrause ab. Das seidene Mieder, der schwere, mit Seidenbändern überschlagene Rock, die schneeweisse Schürze, der schimmernde Kranz auf den blonden Flechten, alles steht ihr prächtig. Mit Neid blikken die jungen Mädchen auf ihre bevorzugte Gefährtin. Jetzt tritt ein grauköpfiges Männlein im schwarzen Sonntagswams aus der Menge hervor, macht einen tiefen Bückling und beginnt mit wohlklingender Stimme den Hochzeitsreim:

"Gelobt sei Jesus Christus! Das ist ein schönes
Wort,
Es ist uns allen nützlich, hier und dort.
Die Nacht ist vorüber, der Tag kommt herfür,
Wo ich soll erscheinen, o Braut, vor dir.

Vom Bräutigam bring' ich schönen Gruss,
Du sollst dir machen kein' Verdruss.
Er wünscht dir einen guten Morgen,
Du sollst dich auf den Tag nicht sorgen.
Er wünscht dir auch mit Herz und Mund
Von jetzt an keine schlechte Stund'.
Und wir alle wünschen dir ein langes Leben,
Fried und Einigkeit daneben.
Vom Bräutigam hab ich eine Bitt',
Du sollst sie mir doch abschlagen nit:
Du sollst im Gotteshaus fleissig erschein',
Mit ihm in den Stand der Ehe zu treten ein.
Du wirst auch sein in keiner Gefahr,
Weil heut dein Stand verändert war.
Aus deines Vaters Haus musst du jetzt heraus
Und nimmer wirst du kommen hinein,
Bis du bei Gott Vater im Himmel wirst sein.
Der Bräutigam schickt mich zu dir, o Braut,
Und hat mir dieses Paar Schuhe anvertraut.
Du sollst damit gehen in seine Wohnung hinein
Und mit dir bringen viel Glück und Gedeih'n.
Doch eins, o Braut, das nimm dir wohl in acht
Und die Sach nur recht betracht':
Dass sich hier in diesem Leben
Noch was mehrer's kann begeben,
Im Ehestand gibt's oft wenig Freuden,
Dafür viel Kummer und Leiden.
Auf Erden, das weisst du selber mang,
Da wärt's nur ein' Weil' — und ein' Weil', das
währt nit lang.
Du darfst dir nichts anders bilden ein:
Das Brautbett wird auch dein Todbett sein. — —
Die Kinder, die euch Gott wird geben,
Schaut, dass ihr sie bringt zum ewigen Leben.
Das wünschen wir alle vom Herzen gern,
Dass sie alle getauft und selig wer'n.
Und wenn du wirst das zweitemal Hochzeit haben,
Wird man dich traurig aus dem Hause tragen.
Heut' tun wir dich mit Gott begleiten gar schön,
Ueber ein' Weil' wird man traurig mit dir kirchengeh'n.
Heut' tun wir dir erfreulich musizieren,
Ueber ein' Weil' wird man dich traurig in den
Friedhof führen.
Heut' bringen dir so viel Glückwünsch' zu,
Dort wird man sagen: Herr, gib ihr die ewige
Ruh'!
Und wenn auch kommen wird die Zeit,
Dass die Seele vom Leibe abscheid':
Wenn ihr allweil das Gute getan,
Im Himmel geht die ewige Hochzeit an.
So will ich meine Rede jetzt beschliessen
Und lasst sie euch allsamt nicht verdriessen.
Amen."

So hatte das grauköpfige Männlein gereimt. Eine helle Träne nach der andern schlug sich über die kirschroten Wangen der jungen Braut.

Wie trübe Gewitterwolken zogen die ernsten Gedanken über den klaren Glückshimmel. Als die Burgl drunten in der Kirche ihre Hand in die des Wast gelegt hatte und der Priester sie fragte: "Gedenket Ihr auch freundlich und standhaft bei ihm auszuharren, bis Euch der Tod scheidet?" da lispelte sie ganz leise und schüchtern: "Ja!" und das volle, warme Glück zog wieder in ihre Seele.

Glück und Freude hatte die junge Frau auch ins Hohenegg gebracht. Es war, als ob mit der neuen Herrin ein ganz eigener Segen in den Hof eingezogen sei. Durch ihre Freundlichkeit und muntere Laune hatte sie bald alle Dienstboten für sich gewonnen. — Wenn Sorgen das Herz ihres Mannes belasteten, wusste sie sie so leicht hinwegzuschwatzen; wenn sein angeborener Jähzorn aufstieg, so genügte nur ein bittender Blick von der Burgl und gleich sank die Zornader! ihr heiteres Lachen verwischte die letzten Wolken von der Stirn des Mannes. Die Burgl hatte ein Herz, so rein und klar wie der Himmel und so warm wie die Frühlingssonne. Kein Wunder, dass der Wast sie auf den Händen trug.

Der Winter war vorüber; die Eisdecke hatte sich darunter vom Waldauge abgelöst und wie flüssiges Silber kreisten die Wellen über den Seespiegel. Die munteren Singvögel waren auch schon über "unseren Herrn im Stein" herübergekommen und trillerten und zwitscherten, dass ihnen fast die Kröpflein herausfielen. Auch im Hoheneggerhause war es lebendig geworden. Da war auch ein Singvogelchen oder vielmehr ein Engelchen zum Fenster hereingeflogen. Jetzt lag es in der Wiege, tief hineingebettet in die schneeweissen Pölster und Linnen. — Am Josefitage war es zur Welt gekommen und ein junges Seppele geworden.—Eben war es aus dem Schlafe erwacht und schaute gross in der Stube umher. Fast zu gross waren die schwarzen Augen in dem kleinen, kirschroten Gesichtchen. Nun krabbelte es mit den kleinen, patzigen Händen und zählte an seinen Fingerchen, die es nur mit grösster Mühe auseinander brachte. Wenn die Burgl sagte: "Seppele, zeig' einmal, wo Himmelmamme?" so streckte er das kleine Händchen schon gegen die Zimmerecke aus, wo eine Mariahilf-Tafel hing. Dem Wast lachte es einen ganzen Himmel von Glück ins Herz hinein und stundenlang liess er das Bübel auf seinen Knieen strampeln, in seinem Barte zausen und mit den Fingern an seinen Augen stochern.

"Jetzt ist's wohl recht auf dem Hohenegg," sagte der Wast, "mit dem Kaiser tät' er nit tauschen!" und er drückte das Kind an seine Brust und schaute zärtlich auf sein Weib. "Ja, gar zu fein haben wir's, meinte die Burgl, "wenn's nur nit anders wird. — Die Bergmandlen drüben bei unserem Herrn im Stein' tun alle Nächte soviel jammern und rehr'n."

"Anders werden?" fuhr der Wast auf "das darf's nit, ich tät's unserem Herrn nimmer vergessen."

Die Burgl wurde bleich vor Schreck bei dieser Rede.

"Ich bitt' dich, Wast, red' nit so!" sprach sie, dann warf sie durch das Fenster hinaus einen bittenden Blick zu "unserem Herrn im Stein".



II.

"Burgl," sagte eines Tages der Wast, "ich geh' mit der Büchse; der Hüterbub hat gestern unter der Steinlenke einen Rehbock gesehen, den muss ich holen."

"Ach Wast, bleib' daheim," bat das Weib; "schau', die Wilderer sind alleweil um die Wege, wenn dir etwas passiert!"

"Sei nicht närrsich! Gerade wegen der Wilderer muss ich gehen; die schiessen mir die schönsten Tiere aus dem Revier und ich hab das Nachsehen."

"Geh', Wast, nur diesmal tu' mir's zuliebe, bleib' da; ich hab' soviel eine Angst, woher's kommt, kann ich nicht sagen — aber das Seppele hat in der Nacht recht jämmerlich geschrieen und gewimmert: wie ich aufsteh', das Kind zu stillen, hat es die Augen geschlossen und schläft. Die Kinder haben soviel eine unschuldige Seele; denen sagt der Schutzengel oft was im Traume . . . und denk' dir, wie ich erschrocken bin, dreimal hat's in der Nacht ganz deutlich und stark ans Fenster her geklopft."

"Geh', geh', Burgl, sei nicht kindisch! Bist ja sonst ein recht verständiges Weib — der Bub schreit wohl öfter in der Nacht und am Fenster rütteln hab' ich's auch gehört, das tut der Wind."

"O beileibe, der Wind hat das nicht getan" . . .

Der Wast schnitt ihr die Rede kurz ab. "B'hüt' Gott!" sagte er und hing sich den Stutzen über die Schulter, "bis 4 Uhr bin ich spätestens wieder da."

Dann nahm er das Seppele von den Armen der Mutter und drückte ihm einen herzhaften Kuss auf die purpurroten Lippen. Das Bübl schloss ihn mit seinen Aermchen um den Hals und wollte nicht mehr auslassen. Verstohlen wischte sich die Burgl eine Träne aus dem Auge; dann griff sie ins Weihbrunnkrügl neben der Tür und sprengte dem Manne einige Tropfen nach.

"Gib acht, dass dir nichts zustösst, und komm' bald wieder!" sagte sie.

Der Wast schritt dem Walde zu. Je tiefer er in das Waldesdunkel hineinging, desto unruhiger wurde nun auch er. Der Wind fuhr in die hohen Nadelkronen, die Baumriesen ächzten und knarrten; ein gebrochener, morscher Ast knackte zu Boden. Die Blümchen, die ihm sonst so frisch und freundlich entgegenlachten, senkten heute die Köpfchen traurig zur Erde. — Die Worte seiner Gattin fielen dem Wast immer schwerer aufs Herz. Die Burgl dauerte ihn, weil sie den ganzen langen Tag seinetwegen in Angst sein musste. Er blieb stehen und bedachte sich, ob er nicht wieder umkehren sollte. "Ah, pah, das sind Schwachheiten" sagte er dann, "die Knechte würden mich für einen Weiberstrumpf halten und die Burgl selber müsste mich auslachen." — "Auslachen? . . . O beileibe! Eine helle Freude würde sie haben, wenn ich ihr die Lieb' erweisen tät': sie tut auch alles, was sie mir aus den Augen abliest, die arme Haut!" Er blieb wieder stehen; da tat es plötzlich einen dumpfen Schlag weiter drüben im Walde. Der Wast horchte gespannt. Jetzt kam ein leises Rollen von "unserem Herrn im Stein" herüber. "T . . . ., das ist ein Schuss gewesen! " Nun war der Mann wie umgewandelt, jedes zarte Gefühl war verschwunden, die Zornesader stieg empor; rasend stürmte er in den Wald hinein, wo der Schuss gefallen war. Dichte Nebel zogen den Berg herauf und verhinderten jeden Ausblick. Der Wast fluchte über den gottverdammten Nebel, aber rastlos rannte er weiter. Da stand er über einem Felsabhang; er konnte nicht mehr vorwärts. Aus der Tiefe stieg ein Rauschen und donnerähnliches Getöse.

"Aha", dachte er sich, "das ist das Geisterbrünnl, da muss ich mich weiter nach links lassen. Ich wollte wetten, der Kerl steckt irgendwo da drunten; wenn nur den T . . . . nebel der Kuckuck holte!"

(Fortsetzung folgt.)

Alles, was Schönes die Erde gebar,
Muss sich im Wechsel erneuern:
Blühten die Rosen das ganze Jahr,
Würden sie wen'ger uns freuen.

DIE SCHRIFT AUF DEM EI

Clyde Farrant sass hinter seinem Durchleuchtungsgerät. Er glaubte, es seiner Kundschaft schuldig zu sein, jedes Ei sorgsam zu prüfen, ob es auch nicht schlecht sei. Morgens hatte man ihm diese Eier angeliefert. Aber er war misstrauisch.

Da — z.B. dieses Ei da — seltsame Streifen, eigenartige Zeichen. Schon wollte er es zu der Gruppe der "Zweifelhaften" legen, als er stutzte. Diese Zeichen waren doch — nein, er täuschte sich nicht — Schriftzeichen. Mit chinesischer Tusche waren einige Zeilen auf die Schale gemalt:

"Wenn diese Zeilen vor die Augen eines netten und nicht zu alten Junggesellen kommen, mag er mir schreiben. Heirat nicht ausgeschlossen.

Magde Vernon,
Hühnerfarm Vernon,
Philadelphia."

Farrant lachte auf. Nein, er war mit seinen 32 Jahren nicht zu alt. Gut aussehen tat er auch. Und schreiben? Warum nicht? Vielleicht war sie—die Traumbraut—nicht zu gross, nicht zu dünn, mit einer kleinen Stulpsnase, mit hellen Haaren und blauen Augen.

Eine interessante Antwort

Der Kaufmann malte also noch am gleichen Abend einen recht schönen Brief an die angegebene Adresse und legte sogar ein Bild bei. Na, man würde ja sehen. Am nächsten Morgen bedauerte er natürlich seinen Eifer. Denn was konnte man wissen? Vielleicht war alles ein Scherz. Vielleicht hielt man ihn zum Narren und machte sich nun lustig über ihn.

Aber vier Tage später hatte er eine Antwort vorliegen. Aus dem Umschlag fiel ein Bild — Teufel nochmal, das Mädchen war hübsch, wirklich, wie er sich die Traumbraut vorgestellt hatte. Doch der Brief brachte ihm eine sehr bittere Enttäuschung. Denn Magde Vernon teilte ihm mit, dass sie schon seit zwei Jahren verheiratet sei. Und zwar glücklich verheiratet. Immerhin wolle sie ihm das Bild schicken, damit er wisse, was er verloren habe, weil er nicht früher schrieb. Denn schliesslich habe sie ihre Notiz auf das Ei vor zwei Jahren geschrieben.

THE CATHOLIC ORPHANAGE

Prince Albert, den 30. Jan. 1944.

Ein Wort an die Leser des Marienboten!

In der Dezember-Nummer des Boten steht eine kleine Geschichte "Der Fürsprech", die mich beim lesen sonderbar ergriffen hat. Da geht also ein Mann von Haus zu Haus um Liebesgaben zu sammeln für die Notleidenden. Liebe Leser, habt ihr da nicht an den Waisenvater von Prince Albert gedacht, der ja auch seit über 40 Jahre jährlich mehrere Male so eine Reise antritt, um Almosen zu sammeln für die Kinder im Waisenheim von Prince Albert. Dreimal im Jahre klopft er an über 6000 Türen an mit der Bitte um eine kleine Liebesgabe für die seiner Sorge anvertrauten Kinder. Ja, das ist keine kleine Aufgabe, für gegen 100 Kinder zu sorgen. Da hält nun der Waisenvater so manchem die Hand entgegen und sagt ihm: "Bitte um eine kleine Gabe für meine armen Zöglinge. Wie gesagt tut er dies dreimal im Jahre über 6000 Menschen gegenüber. Wieviele von diesen vielen werden wohl seinem Gesuche entsprechen? Wenn es recht gut geht, dann legen wohl sechs, oder auch wohl acht auf Hundert ihm eine Liebesgabe in die Hand. Ueber 90 jedoch tuen es gerade wie die verschiedenen Leute in jener Geschichte im Marienbote. Ueber 90 haben soviel mit dem eigenen Haushalt zu schaffen, dass ihnen auch nicht ein Heller übrig bleibet für gute Zwecke. Gerne, oh so gerne würden sie etwas geben, aber sie können nichts beiseite legen für die Armen. Der Nachbar könnte es ja wohl tun, der ist reich und er würde einige Dollar nicht vermissen.

Natürlich kann der Waisenvater bei seinem Alter eine solche Reise nicht selber und zu Fuss machen. Er schickt also dreimal im Jahre je über 6000 Briefe, sogenannte "Bettelbriefe" an seine Freunde. Könnt ihr es nun begreifen, wie es ihm da zu Mute ist, wenn von diesen Bettelbriefen über 5,500 keine Antwort bringen? Könnt ihr es ihm für übel nehmen, wenn es ihm da manchmal schwer ums Herz wird und er sich in seinen alten Tagen nach etwas Ruhe sehnen mag?

Diejenigen aber, die dem Wunsche des Waisenvaters stets so bereitwillig entsprechen und ihn trotz ihrer persönlichen Armut nie mit leeren Händen abziehen lassen, legen sich ein schönes Kapital beiseite, das ihnen eines Tages eine herrliche Belohnung einbringen wird. Es gibt noch gute Herzen in dieser weiten Welt. Ich kenne ihrer recht viele. Diesen guten Seelen verdankt es der Waisenvater, dass den Kindern im Waisenhaus das tägliche Brot nie gefehlt hat .. Gott vergelt's den edlen Seelen. Möge der Geist christlicher Nächstenliebe noch recht viel andere Herzen erfassen und sie soweit bringen, dass sie in Zukunft den stellvertretenden Bettlern des Waisenvaters nie mehr eine kleine Gabe versagen werden.

Mit freundlichem Grusse an all die Leser des Marienbaten,

P. Wm. Brueck, O.M.I.

Der vergessene Hausschlüssel

Nach einer wahren Begebenheit

von Vreni Wasmuth



Der Winterhimmel war dicht bewölkt. Die Wolken liessen den Mondschein nicht hindurch, sodass die Nacht sehr dunkel war. Anton Rademacher ging auf nicht mehr sehr sicheren Füssen kurz nach Mitternacht durch die leeren Strassen dem Flusse zu ,wo, zwischen anderen, sein kleines Haus stand. Trotz des reichlich genossenen Bieres war sein Geist noch klar. O, er konnte viel vertragen, Anton Rademacher, und er war stolz darauf. Seine Gedanken waren noch keineswegs verwirrt. Er wusste recht gut und deutlich, nicht nur, wo sein Haus stand, sondern auch, dass in diesem Hause seine Frau mit Geschimpf auf ihn wartete. Es war ja nicht das erste Mal. In dieser Hinsicht hatte er schon reiche Erfahrungen gesammelt, viele Male dieselbe Szene erlebt, Vorwürfe und Verzweiflung, Versprechen seinerseits, aber so unernsthaft gegeben, dass es zum Lachen war, und alles wieder von neuem. Nein, zum Donnerwetter, war er nicht sein eigener Herr? Sie sollte schon sehen.

Unter solch mutschöpfenden Gedanken hatte er das Haus erreicht, das weiss im Dunkeln vor dem leise glucksenden Flusse stand,—und stellte zu seinem Schrecken fest, dass er den Hausschlüssel vergessen hatte. Wie würde die Frau triumphieren! war sein erster Gedanke. Aber es tat ihm dann auch leid, sie wecken zu müssen.

Nein, sie schlief ja gar nicht. Eben ging das Licht oben an. Sie hatte ihn also an der Tür rütteln hören. Das Fenster ging auf. "Hallo!" rief er leise, "Frau, ich bin's. Geh, wirf mir den Schlüssel runter, ich hab ihn vergessen!"

"Das tät dir so passen, du Lump!" rief die oben giftig. "Nein, nein, mein Lieber. Wärst halt rechtzeitig nach Haus gekommen. Das ist nur die gerechte Strafe! Sonst merkst du's nie!"

"Na, was denn, sei doch nicht so! Ich kann doch nicht hier die ganze Nacht stehen. Und kalt ist's auch." Er klapperte mit den Zähnen.

"Hast ja eingeheizt!" höhnte sie ins Dunkle hinunter.

"Dann geh ich zurück ins Wirthaus!" verkündete er.

"Ist ja geschlossen!" triumphierte sie. "Eine Nacht im Freien bringt dich vielleicht zur Vernunft. Das ist sehr gesund!"

"Eher bring ich mich um!" rief er verzweifelt. "Ich geh ins Wasser!"

"Na, so geh doch!" machte sie. —

Aber ihr stand das Herz still, als sie plötzlich, statt jeder Antwort, einen heftigen Plumps, dann ein Aufklatschen im Wasser hörte.

"Ja, um Himmelswillen, Anton, Toni, ja so hör doch!!" jammerte sie. "So wars doch nicht gemeint, Toni, hör doch, Toni!!" Heulend suchte sie den Schlüssel, nahm einen Mantel über ihr Nachthemd, stürzte die Treppe hinab, schloss zitternd auf und begann, die Strasse hinunterlaufend, um Hilfe zu rufen.

Ein Schutzmann, der in einer Nebenstrasse patrouillierte, ein Nachbar, aus dem Schlaf geschreckt, und noch jemand hörten sie und kamen eilends. Sie erzählte schluchzend und zitternd, immer mehr Leute liefen herbei, Gott mochte wissen, wo sie alle herkamen, so mitten in der Nacht, und dann begannen sie alle den Fluss entlang zu laufen, spähend, ein Boot wurde klar gemacht ... –

Da unterbrach diese aufopfernden, aufgeregten Tätigkeiten plötzlich ein seltsames Geräusch. Jemand lachte aus vollem Halse. Alle drehten sich nach der Richtung, aus der diese frappierenden Laute kamen: Oben, in dem Unglückshause, am erleuchteten Fenster, stand er, das Objekt so vieler Unruhen, der Gegenstand wilder Nachforschungen, Anton Rademacher, der Herr des Hauses, und lachte wie ein Narr.

"Nein, so was!" sagten sich alle, nicht ohne Enttäuschung. "Aber da ist er doch!" Und nass war er, soviel man sehen konnte auch gar nicht.

"Aber ich habe doch ganz deutlich gehört," stammelte die Frau fassungslos, "wie er ins Wasser fiel!"

"Hahaha," lachte der Mann, "das war nämlich nur ein Stein, mein Herzchen, den ich persönlich hineingeschleudert habe! Ja, und jetzt, meine Liebe, nachdem du mir so freundlich das Haus geöffnet hast, kannst ja du mal sehen, wie schön so eine Winternacht im Freien ist ..." Und entsetzt stellte die Arme fest, dass das Tor fest verschlossen war.

Nun war, unter allgemeiner Heiterkeit, das Bitten an ihr und das Höhnen an ihm. Denn er war oben, und sie war unten.

Und sie erweichte sein Herz erst, nachdem sie hoch und heilig versprochen hatte, ihm künftig seinen Willen zu lassen und eine geduldige, nachsichtigere Ehefrau zu sein.

Aller Menschentrost ist eitel und kurz, aber der innerliche Trost, der von der Wahrheit empfangen wird, ist selig und wahrhaftig.

Schülerinnen einer katholischen Hochschule fordern während dieses Weltkrieges zum Gebete auf

Wir hatten uns in letzter Zeit mehr oder weniger daran gewöhnt, unsere heutige Jugend etwas von ihrer leichtsinnigen Seite aus zu beurteilen, als hätte sie nur Sinn für weltliche Vergnügungen und Ausgelassenheiten. Die jüngste Zeit hat uns jedoch wieder belehrt, dass es unter ihr noch einen grossen Teil gibt, der den Ernst dieses zweiten Weltkrieges in seiner ganzen Grösse erfasst hat. Als Beweis dafür diene eine Bewegung, die von einer Anzahl von Schülerinnen einer katholischen höheren Töchterschule in Chicago in jüngster Zeit ins Leben gerufen worden ist. Ausgehend von der Ueberzeugung, dass es in diesem Kriege deshalb nicht zu einem baldigen Frieden in Gerechtigkeit und christlicher Nächstenliebe kommen will, weil menschliche Staatsklugheit versagt zu haben scheint, haben diese katholischen Hochschülerinnen sich dazu entschlossen, einen geistigen Gebetzkreuzzug auszurufen, in welchem alle katholischen Familien aufgefordert werden, gemeinschaftlich täglich den Rosenkranz zu beten. Es ist erstaunlich, wie dieser Aufruf überall einen grossartigen Widerhall in Tausenden von Familien gefunden hat. Nicht nur Katholiken haben sich zu diesem Gebetsfeldzug entschlossen, sondern auch nichtkatholische Familien haben schriftlich ihre Teilnahme angesagt und versprochen, jeden Abend den Rosenkranz zu beten. Es beweist sich hier wieder die Wahrheit des Spruches: "Not lehrt beten", und die Wahrheit jenes Kirchengebetes, wo es heisst: "Gib Frieden, O Herr, in unseren Tagen, denn es ist kein Anderer, der für uns kämpft, wenn nicht du, unser Gott." Die Menschheit kommt in unseren Tagen immer mehr zu der Ueberzeugung, dass Gott allein uns den Frieden wieder schenken kann, den die Welt uns bei all ihrer gerissenen diplomatischen Kunst zu geben nicht im Stande ist. Wo also menschliches Können versagt, da müssen geistige Mittel mehr den je einsetzen. Die jungen Mädchen jener katholischen Hochschule in Chicago gehen daher vom einzig richtigen Standpunkte aus, indem sie alle, denen es um einen dauernden Frieden in Gerechtigkeit und christlicher Nächstenliebe zu tun ist, zum täglichen Rosenkranzgebet auffordern. Die hehre Rosenkranzkönigin hat im Laufe der christlichen Jahrhunderte immer wieder bewiesen, dass sie in Zeiten grosser Drangsale durch ihre mächtige Fürbitte am Throne Gottes die Hilfe der Christenheit ist. Jene jungen Mädchen haben sich darum das hohe, ideale Ziel gesetzt, wenn möglich Millionen von Familien dazu zu gewinnen, dass sie wenigstens mit zwei Familienmitgliedern täglich den Rosenkranz beten. Man rechne einmal die Unzahl von "Gegrüsset seist du, Maria" aus, die auf diese Weise tagtäglich zum Throne der Rosenkranzkönigin aufsteigen werden. Gewiss diese vielen Gebete werden nicht ohne Erhörung bleiben. Wäre es da nicht angebracht, dass auch die Leser des "Marienboten" sich diesem Gebetskreuzzuge anschlössen? Viele von ihnen haben gewiss Söhne im Felde, vielleicht sogar im Feuer stehen, um die es sie bangt, und die sich immer wieder die bange Frage stellen: "Werden sie wieder gesund und heil zurückkehren?" Die hl. Fastenzeit ist mehr als irgend eine andere Zeit eine Zeit des Gebetes. Während ihr betet, fleht nämlich der leidende und sterbende Heiland mit uns zu seinem himmlischen Vater um Gnade und Erbarmen für uns, die wir vielleicht mehr oder minder wegen unserer Sünden und unserer Gottvergessenheit mitschuld daran sind, dass Gott in seinem gerechten Zorne dieses furchtbare Strafgericht eines zweiten Weltkrieges über uns verhängen musste. Wir alle müssen darum in Demut und Zerknirschung zum Himmel schreien: "Verzeihe, O Herr, und zürne uns nicht ewiglich!" Möge darum der Aufruf jener jungen Mädchen zum Rosenkranzgebet auch in unseren Herzen begeisterten Widerhall finden und uns zu ernstem Beten anhalten.

Die Religion spricht von einem Tod der Seele. Das ist der Zustand des Menschen, wo er nur noch ein Leibesleben führt, und keine Gemeinschaft führt mit der unsichtbaren Welt. Wo die Seele durch lange Trägheit sich nicht mehr erheben kann, nicht mehr heilig lieben, wo die Seele die unsichtbaren, übernatürlichen Werte nicht mehr versteht. Wo ihr die Worte der göttlichen Dinge eine fremde Sprache sind. Dann steht die Seele nicht mehr im Buch der Lebendigen.

—Kuehnel.

Ja -- Nein!

Der Zubler-Franz stand bei der Mutter in der Kuchl und zählte seine Joppenknöpfe: "Ja! — Nein ... Ja! — Nein ... Ja!"

In der Kuchl war's eng. Er stand der eifrig arbeitenden Mutter im Weg. Die musste Krapfen backen, und alles war voller Dunst, dass man husten musste.

"Hör amal auf jiatzt!" befahl sie streng.

"Aba — i muss do wiss'n, ob die Theres mi gern hat!" trotzte der Achtzehnjährige.

"So a Lausbua wiar du braucht no kan Schatz!"

"Ja! — Nein," zählte der Bursch weiter.

"Fang amal beim Nein a, da geht's epper auf Ja aus!" knurrte hinter ihm die Mitzerl vom Groppenbauer. Sie war kaum siebzehn und seine Jugendgespielin.

"Stör eahm net, er will wiss'n, ob die Theres ihn mag!" raunte die Mutter vom Herd her.

"Die Theres? — Die is ja zehn Joahr älter wiar er!" Das Mädel war ein wenig blass geworden und lachte schriller, als es nötig war.

"Dös is ja das Narrische dran!" grollte die Zublerbäuerin und warf ihre Krappen wütend in das aufzischende Fett der Pfanne. "Die jung'n Lackl rennen immer so aan ausg'wachsenen Frauenzimma nach, das sich nix aus eahnen macht!"

Mitzerl, kleinlaut geworden, lieferte das Gemüse ab, das sie der Zublerbäuerin gebracht hatte. Die Mutterlose kam dann zu der alten Frau, die ihr eine zärtliche Taufpatin war.

Der Franzl drückte sich. Vor der Haustür draussen blieb er stehen und zählte verträumt weiter. Es stimmte! Es ging immer auf "ja" aus, selbst wenn er die beiden kleinen Knöpfe an den Taschenaufschlägen mitzählte.

Da stand auf einmal die Mitzerl neben ihm. Er zählte eben wieder den letzten Knopf, und ein traumverlorenes "Ja" zitterte ihm von den Lippen.

Wild geworden, machte sich die Mitzerl über den Knopf her, riss ihn so heftig ab, dass ein Stück Joppenstoff daran hing, und warf ihn auf die Strasse, wo sie ihn unter ihren Nagelschuhen zerstampfte. "So!" Jiatzt geht's auf 'nein' aus! schrie sie und lief davon.

"So was! Der Franzl rannte ihr nach und fasste sie beim Schürzenband. "Na warte, jiatzt kriagst es aba!"

Sie blieb stehen, wandte sich nach ihm um und sah ihn aus feuchten, traurigen Augen schweigend an.

"Was heulst denn?" herrschte er sie an. "Hab i dir das G'wand zerrissen oder du mir — ha?"

Sie schwieg ...

"Reden sollst!" herrschte er sie grollend an.

Die Mitzerl fühlte, dass eine Frau durch Schweigen zuweilen mehr erreicht, als durch Reden, und schwieg noch immer ...

"Reden sollst! — Warum hast das jetzt tan?"

Da kam just die Theres über die Wiese daher. Dicht neben ihr ging der reiche Witwer Gamsner. Sie waren so miteinander beschäftigt, dass sie den Franzl und die Mitzerl nicht sahen. Der Franzl starrte der Theres nach. "Die macht eahm ja Aug'n — als wollt s' ihn abischluck'n!"

"Na siagst es!" flüsterte die Mitzerl eifrig. "Und Sommerspross'n hat s' grad gnug!"

"Hast du denn kane?" Der Franzl sah forschend ihre Nase und ihre Wange an. Bildsauber war s'e, die Mitzerl. Die Theres verschwand jetzt hinter einem Busch und auch aus des Franzls Herzen. Er beugte sich zur Mitzerl nieder. "Sag amal, warum warst denn so bös, dass i die Theres gern hab?"

Sie blieb still. Der Franzl murrte: "Na, gehn mer halt!"

Er schlenderte neben ihr her, dem abgelegenen Hof des Gropperbauers zu. Beide redeten nicht.

Vor dem Gattertor des Gropperhofes fragte der Bursch: "Du, jetzt sagst's mir aba: magst mi — oder nit?"

Sie stand verlegen da und wäre am liebsten davongelaufen.

Er pflanzte sich breit vor dem Gattertor auf und verstellte ihr den Weg.

Die Mitzerl hätte um keinen Preis der Welt ein Wort gesagt. Warum fragten die Mannsbilder so viel? Ihre Blicke flatterten hin und her; nur an des Franzls Augen huschten sie hartnäckig vorbei.

"Also — ja oder nein?" Er kam ihr so nah, dass sie zurückwich. Aber er legte seinen Arm fest um ihren Nacken. Die Frage brannte zwischen ihnen. Da fasste sie, rasch entschlossen, einen Knopf seiner Joppe, zupfte und drehte so lange, bis er abgerissen war, und meinte dann verschämt: "So!"—Jiatzt geht's auf 'ja' aus!"

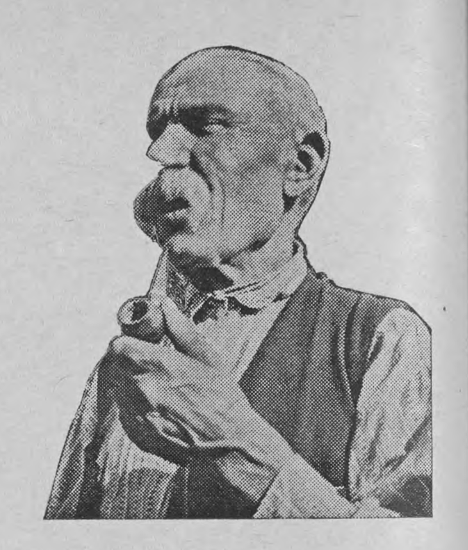
Die Erlösung aller Verwirrung ist Jesus Christus.

Wer dem Bösen den Rücken kehrt, dem kommt das Gute von selber entgegen.

"Die Erkenntnis ist das Erbe nicht der Weisen — nein, der Frommen.
Nicht im Grübeln — nein, im Beten wird dir Offenbarung kommen."

Fr. W. Weber.

vom Schusterseppel



Liebe Leit.

Heit muss ich eich die Geschichte vom Pankratius und vom Baltasar weiter verzähle. Wer net wisse tut, wer der Pankratius und der Baltasar gewest sein, der soll sich den Mariabot vom Maerz hole und soll dort nachlesen, was ich soller mal verzaehlt hob.

Also: Wie der Baltasar wieder g'sund worde is von seiner flue—is es grade drei Wochen vor die Ostren gewest—da is er mit dem Pankratius h'nieber zum Poter, um zu beichten. Vonwege weil es grod uf'n Nochmittag wor, aus soller Ursach is der Poter net in der Kerch gewest, ober in seinem Pfarrhaus is er uf und ab gange und hot aus seinem Buch gebetet.

Der Pankratius und der Baltasar sein also h'nein ins Pfarrhaus und hen nach dem Poter gefrogt.

Der Poter is fiess erstaunt gewest, wie er die zwei alte Suender g'sehe hot. Er hot sie ober schoen begruesst und hot sie uffgefordret, sich uf den Stuhl zu hocken. Und wie sie dorten g'huckt hen, da hot denn der Pankratius ang'fange zu verzaehle, wie dass das End der Welt komme werd, und wie dass sie alle noch vor dass die Welt kaputtgeschloge werd vom strengen Gericht Gottes, beichten moechten.

Der Poter hot sie alle zwei ang'hört, hot lange nachgedenkt, und hot dann uf eimol g'sogt:

Pankratius, tut's eimol h'nausgehe in die Kuchel und tut's dort bleiben bis dass ich eich rufen werd. Ich möcht mit dem Baltasar allein rede, und nochher, wenn ich mit ihm fertig bin, werd ich ihn in die Kuchel schicken und werd mit eich unner vier Augen rede."

"Mir zwei, Poter, desch sollt's ihr wiesse, mir zwei, der Baltasar und ich, mir sein ein Fleisch und ein Blut. Mir tun uns nimmer net trennen in keiner schweren Stunde net. Aus was weller Ursach ich eich froge möcht, mich net h'nauszuschicke. Was ihr dem Baltasar soge wollt, desch könnt ihr auch mir soge. Mir zwei sein ein Fleisch und ein Blut", hot der Pankratius ober dagegen geprotestiert. Uf den Poter hot solles ober kein Eindruck net g'mocht.

"Geht's nur in die Kuchel und bleit's do, bis ich eich rufen werd", hot er g'sogt, und hot mit solle Worte den Pankratius aus der Stuben h'nausgeschobe.

Wie der Pankratius aus der Stuben h'naus wor, is gleich eine anre Tür—es war die Tür von der Kuchel gewest—ufgange, und aus soller Tür hot dem Poter seine housekeeper h'nausgeschaut.

"Tut's schon hamgehe?" hot sie ihn gefrogt, und hot uf ihn geschaut. Der Pankratius ober, wie der das Frausleit g'sehe hot, hot sich gleich zu die Wand umg'dreht und hot g'sogt:

"Ne, hamgehe tu ich noch net. Sell is auch net eier business mich zu froge. Der Poter hot g'sogt, wie dass ich in der Kuchel worte soll, bis dass er mich rufe werd, wenn's ihr's schon wisse wollt."

"Na, dann kommt's doch h'nein", hot do die houskeeper g'rufe, "kommt's doch h'nein und tut's eich ein wenig hinhucke."

Sell hot der Pankratius net gewollt, er is ober doch in die Kuchel gange und hot sich hing'huckt. Kein Wort hot er net gesogt zu die housekeeper, was welle housekeeper zu ihm geredet hot, wie als wenn sie drei Täg nix geredt hätt.

Wie aber alles nix net genutzt hot, da is auch die housekeeper still worde, und hot weiter geschafft. Sie hot sollermole grad Strudel g'macht. Wie sie schon unnerschiedliche von solle Strudel fertig g'hat hat, da is sie uf den Pankratius zu und hot einen von die Strudel vor den Pankratius hingestellt.

"Da, tut's esse, wenn's ihr schon net rede wollt", hot sie g'sogt, und hot weitergeschafft.

Strudel hot der Pankratius ober für sein Leben gern g'hat. Und vonwege weil er sie so gern g'hat hat, aus soller Ursach is er bald weich g'worde zu seine Versuchungen und hot zum erschten mol in sein Leben von einer Fraunsperson was angenomme.

"Tut's noch ein wollen?" hot die housekeeper ihn gefrogt, wie er mit den Strudel fertig wor.

"Hm. Alright." Desch wor alles, was der Pankratius zurieckgebe hot. Und wie ihm die housekeeper noch ein Stück vom Strudel gebe hot, da hot er dreingehaut, wie als wenn er eine Woch' nix net gegessen hätt.

Nun ober, liebe Leser und Leserinnen, wie es schon so in unsrem Leben gehn tut: Wir Menschen werden alle eimol schwach. Und so is auch der Pankratius schwach worde. Von zwei Stück Strudel is es uf fünf Stück komme, und von die zwei Worte "Hm. Alright" is bald ein grosses Gespräch zwischen den Pankratius und die housekeeper komme. So fiess hen sie sich unnerholte, dass sie gornet gemerkt hen, wie das der Baltasar in die Kuchel kam, um den Pankratius zum Poter zu rufe. Jetzten is der Baltasar vor Erstaunung an der Tür stehn bliebe, hot sich für eine Weil die Geschicht ang'schaut, und hot dann uf eimol g'rufe:

"Pankratius, jetzten mol ein End g'macht mit die Verzählerei. Zum Poter sollst. Und nochher zur Kerch, zur Beicht."

Der Pankratius is ufgesprunge wie von ein Nadel gestochen, und rot is er in seinem Gesicht gewest, wie als wenn ihn jemand hätt mit roter Farb bestrichen. Ufgesprungen is er und gleich h'nein zum Poter.

Was der Poter zum Pankratius und auch zum Baltasar g'sogt hot, sell weiss ich net. Ich weiss nur, dass sie alle zwei zur Beicht und nochher ham gange sein.

Noch der Beicht hen der Pankratius und der Baltasar ober net mehr alle Täg beinanner g'huckt. Der Pankratius is nämlich eimol zum Baltasar komme und hot g'sogt:

"Baltasar", hot er g'sogt, "ich tu mich däherinnen in meiner Seel so gut fühle, seit das ich gebeicht hob, dass ich's grod net helfe kann. Ober ich muss dem Poter meine Dankbarkeit uffweise, aus was weller Ursach ich, was ich mich uf unnerschiedliche Arbeit versteh, dem Poter im Haus helfe werd."

Und so hot er's auch g'macht. Alle Täg is er beim Poter im Haus gewest und ums Haus, und all Täg is er auch—was der Baltasar ober net gewusst hot—in der Kuchel vom Poter mit dem Poter seine housekeeper g'huckt.

Der Baltasar unnerdessen is net arg bös uf seinen Freund Pankratius gewest, dass soller Freund ihn net mehr so oft b'suche komme is. Der Baltasar hot nämlich auch ein Gefühl von der Dankbarkeit in seiner Brust gefühlt. Ober net zum Poter hot er solle Dankbarkeit g'hat, sondern zur Griener Witwe, vonwege weil solle ihn so gut gepflegt hot, wie er krank g'west is. Und so is denn komme, dass der Baltasar alle Täg aus lauter Dankbarkeit zur Griener Witwe h'nieber is und ihr geholfe hot mit das Wirtschaften uf der Farm. Und so arg hot er dorten gewirtschaft, bis dass er eines schönes Tages die Griener Witwe gefrogt hot, wie ob dass sie net mitkommen will zum Poter vonwegen einer Hochzeit zwischen ihr, der Grienerin, und ihm, dem Baltasar. Die Griener Witwe hot ja g'sogt, und so hen sie sich denn uf einen Tag besprochen, für zum Poter zu gehn.

Der Baltasar is glücklich gewest wie ein Bub, also die Grienerin im solles zug'sogt hot. Nur vor eins hot er arg Aengsten g'hat: Vor dem Pankratius!

"Was werd der denken? Mir sein Freund in Freid und Leid, und mir hen uns alle beid das Wort gebe, dass kein Fraunsleit uns zwischen unsre Freundschaft komme werd. Nun is's doch komme. Der Pankratius, verschloge werd der mich wolle, wenn der desch hört."

So hot der Baltasar alle Täg zur Grienerin gesproche, die ober hot net nochgebe dem Baltasar zu verzähle, wie dass er doch ein Mann sein tut, und wie dass doch ein Mann kein Furcht und kein Feigheit net hot, wenn er weiss, dass er uf'n richtigen Weg is.

Der Baltasar hot sich's einrede lasse, und am bestimmten Tag is er mit der Grienerin h'nieber zum Poter. Wie er in das Haus vom Poter h'neinkomme wor, is grad die Tür von der Kuchel ufgestanne. Und in der Kuchel hot der Baltasar den Pankratius mit der housekeeper vom Poter hucke sehn. Beide hen sie sich verzählt, wie als wenn sie grad solle gude Freund wären, wie der Baltasar und der Pankratius immer gewest sein. Grad hot der Baltasar dem Pankratius was zurufen wollen, da hot auch schon der Pankratius den Baltasar g'sehe. Und anstatt, wie dass sich zu gude Freind zugehe tut, den Baltasar zu begrüssen, is der Pankratius uf und davon, wie als wenn die Polizei hinner ihm her wär. Dem Baltasar ist der Mund uf gebliebe von Erstaunung. Lange hot er ober den Mund net ufholte könne, vonwege weil grod der Poter h'neinkam und gefrogt hot:

"Na, Baltasar, was tut ihr denn hobe?"

"Heirote woll'n mir, ich und die Grienerin, uf'n zehnten Mai, Poter, könnt's ihr uns dann trauen?"

"Heirote wollt's ihr? Ja was is denn mit euch zwei Weiberfeind los? Grod is der Pankratius bei mir gewest und hot mir seine Heirot fier uf den zehnten Mai angemelt, und jetzten kommt's auch noch ihr? Kein Wort net hot mir der Pankratius verzählt, wie dass auch ihr eich verheirote wollt. Gut, Baltasar, gut, Grienerin, viel Glück tu ich eich wiensche, kommt's nur h'nein in die Stuben, dorten werden mir alles ufschreibe und in Ordnung bringen."

So hot der Poter gesproche, der Baltasar hot ober nix net mehr gehört.

"Heirote habt's g'sogt, Poter? Der Pankratius heirote? Uf'n zehnten Mai?"

"Jo, uf'n zehnten Mai. Und meine houskeeper tut er sich nehme. Werd ein gudes Paar werden, denk ich", gab der Poter druf zurick. Er hot noch

was soge wolle, da is ihm ober der Baltasar dazwischen komme:

"Der falsche Freund, der ludrige. Uf Ehr und Gewissen hen mir uns versprochen, wie dass mir zwei uns treu bleiben wolln bis zum Tod. Und dohier, da hast's! Hinner meinem Rücken, hinner dem Rücken von seinem besten Freund tut er hingehe und mit ein Weibsleit seine Freundschaft zu breche. Der ludrige, hinschloge werd ich den, ich, wenn ich den erwisch."

Mehr hot ober der Baltasar net soge könne, vonwege weil ihm die Grienerin mit ihren Finger uf die Brust schlug und sogte:

"Und was tust du moche, Baltasar? Tust du net heirote?"

Da ist der Baltasar uf eimol still worde und is blass worde.

"Recht, ganz recht, was du g'sogt hoscht." Und mit solle Wort is er aus der Stuben vom Poter raus und dem Pankratius nach.

Die Grienerin, wie die desch g'sehe hot, is ganz weiss worde. "Jetzten geht der mir durch", hot sie ganz leis zum Poter g'sogt. Der Poter ober hot gelächelt und hot zurieckgebe: "Tut's eich net sorgen, Grienerin, in ein oder zwei Stunden is der zurieck. Und es sollt micht net wundren, wenn der Pankratius mit ihm kommt."

Und der Poter hot recht g'hat und auch net recht. Der Pankratius und der Baltasar sein nämlich net in zwei Stunde zurieck gewest, ober erscht in vier Stunden. Arg rot in ihre G'sichter gewest, und g'sunge und g'lacht hen sie, dass ein Blinder hätt sehn können: Die sein ang'trunke.

Der Poter hot ober kein Wort vonwege das Antrinke net g'sogt. Beide hot er in seine Stuben g'nomme, auch die Grienerin und seine housekeeper, und hot dorten alles g'macht und uffgeschrieben, was ein Poter machen und uffschreiben muss, wenn mir Leit heirote. Und wie alles fertig wor, da hot er sie alle in seine Kuchel g'schickt.

In der Kuchel, ober, liebe Leser und Leserinnen, da sein der Baltasar und der Pankratius uf eimol ganz still worde. Kein Wort net hen sie g'sogt, weil sie kein Wort net hen sogen können. Die Grienerin nämlich und dem Poter seine housekeeper, die hen das Wort in die Hand g'nomme und hen die zwei guden Freund was verzählt vom Saufen und vom guden Anstand. Und wie der zehnte Mai kommen war, da hen mir eine Doppelhochzeit g'hat, über was welle Hochzeit sich der ganze district gefreut hat.

So ist diese Geschichte denn noch gut zu sein End komme. Und ich tu eich all die Hoffnung ausdrücken, wie dass auch eire Geschichten alle ein gudes Ende finden. Es grüsst Euch,

Der Schusterseppel.

Das Kartenspiel

Als eines Tages im schönen Schwabenland ein Regiment Soldaten dem Gottesdienste beiwohnte, zog ein Soldat ein Spiel Karten aus der Tasche und betrachtete es recht andächtig. Der Feldwebel, der dies bemerkte, befahl demselben, das Spiel einzustecken und sich mit etwas Nützlicherem zu beschäftigen. Da der Soldat der Aufforderung seines Vorgesetzten keine Folge leistete, meldete dieser den Vorfall dem Major. Der Gestrenge fuhr den Missetäter rauh und barsch an und fragte ihn, wie er es wagen könnte, in der Kirche sich mit dem Kartenspiel abzugeben. Der Soldat antwortete: "Die Kirche ist ein Heiligtum, und ich habe mich nicht darin vergangen." Auf die Aufforderung des Offiziers, sich klarer auszudrücken, gab der Soldat folgende Erklärung:

"Das Kartenspiel ist ein äusserst lehrreiches Buch. Ich will es Ihnen zeigen, Herr Major. Die Eins bedeutet, dass es nur einen Gott gibt, der Himmel und Erde erschaffen hat. Die Zwei zeigt die beiden Naturen in Christus an, nämlich die göttliche und die menschliche. Die Drei bedeutet die Dreieinigkeit: Vater, Sohn und Hl. Geist. Die Vier zeigt die vier Evangelisten an, die da sind: Matthäus, Markus, Lukas und Johannes. Die Fünf bedeutet die fünf Wunden. Die Sechs, dass Gott in sechs Tagen alles erschaffen hat. Die Sieben, das Gott am siebenten Tage ausgeruht hat. Die Acht deutet auf die acht Personen, welche in der Arche Noah gerettet wurden. Die Neun weist hin auf die neun Engelchöre. Die Zehn bedeutet, dass Gott zehn Gebote gegeben hat. Der Kreuzbauer, sagte der Soldat weiter, indem er ihn auf Seite legte, ist nicht ehrlich. Die übrigen drei Bauern, die Henkerknechte, die Christus gekreuzigt haben. Die Damen sind die frommen Frauen, die Christus gesalbt haben. Die Herzdame ist die Mutter Jesu. Die drei Könige sind die drei Weisen aus dem Morgenlande. Sie kamen, um den Vierten anzubeten, nämlich Christus. Die Schüppen zeigen an, dass Gott nur eine Kirche gestiftet hat. Die Ecksteine sind die Säulen der Kirche. Hier sind 365 Augen im Kartenspiel, das sind die 365 Tage des Jahres. Die 52 Karten bedeuten die 52 Wochen des Jahres. Die zwölf Bilder sind die zwölf Monate. Die vier verschiedenen Augen sind die vier Jahreszeiten und die vier letzten Dinge des Menschen.."

Da fiel der Major dem gelehrten Soldaten in die Rede und sagte: "Du hast doch den Kreuzbauer bei Seite gelegt und gesagt, er sei nicht ehrlich."

"Herr Major," so lautete die Antwort, "wenn ich keine Strafe bekomme, will ich es Ihnen sagen." Als er diese Zusicherung erhalten, sagte er: "Der Kreuzbauer ist der Verräter Judas, der Feldwebel, der hier vor Ihnen steht und mich bei Ihnen verklagt hat."



Indianer-Leben

Vom Reiseonkel

(Fortsetzung)

"Mach Schluss, Pater, es wird zu lang", mahnt das Gewissen, aber da ist noch so viel von den Indianern, und um die Indianer herum, was man noch gerne erzählen möchte, und ich weiss nicht, vielleicht hat doch noch jemand Spass daran. Da fragt schon einer: "Habt Ihr denn keinen Bock geschossen, als Ihr in den Bergen ward?" Ja, mehr wie einen, aber keinen Ziegenbock. Gesehen habe ich mehr wie einen, auch gegessen, aber nicht geschossen. Das ist nämlich nicht so einfach. Da krabbelte immer einer auf den Felsen herum, gerade vor dem kleinen Missionshaus von Lillouet. Er kam da oben aus der Gegend, wo die Wolken sich auf der Bergspitze ausruhen, langsam steigt er herab, von Felsgrad zu Felsgrad, man meint, man könnte ihn erreichen, so nahe scheint er in der klaren Bergluft, aber um dahin zu kommen wo er steht, müsste man stundenlang klettern, so ein Berg ist kein Spass. Die Indianer holen sich ihren Bock oder ein Bergschaf. Aber dann machen sie sich reisefertig am frühen Morgen mit Gewehr und Schlafdecke. Sie steigen den Berg hinauf, auf die Schnee-Zacken zu, die da oben im Morgenlicht glühen. Steigen Stunde um Stunde, den ganzen Tag lang, bis sie endlich nahe der Spitze sind. Dort wählen sie sich ein Plätzchen aus, zwischen den Felsen, machen ein Feuerchen in der bitteren Bergkälte, und—warten. Ja, warten, wie nur ein Indianer warten kann, Tag für Tag, drei, vier, fünf Tage lang, bis etwas zum Schuss kommt. Montags ist er aufgestiegen, Samstags kommt er zurück, und ist froh, wenn er ein Bergschaf erbeutet hat. Gerade begegnet der Reiseonkel einer Indianerfrau, die mit Sack und Pack auf ihrem Pony sitzt und abreisen will. Wo geht es hin? Nun, sie geht ihre Fallen stellen, in die Berge. Wie lange dauert die Reise? Nun, einige Wochen, und dann muss sie gegen Frühjahr wieder hinreiten, um zu sehen, ob sich etwas gefangen hat. Wochenlang, mutterseelen-allein, in der Bergwildnis? Und das ist doch nur "um die nächsten Berge herum". Ja, **die Berge.** Wen es einmal gepackt hat, der kommt nicht mehr los. Und das bringt mich "vom Hölzchen aufs Stöckchen" zu einer Menschenart, die es nur in den B.C. Bergen giebt: die "Prospectors". Gleich neben unserem Haus in Lillouet sitzt einer. Dann zwei oder drei gleich in der Umgegend. Und wo man auch hinkommt, in die wildesten Gegenden, man findet wieder einen, oft Tagereisen weit von der nächsten Menschenwohnung. Sie sind als junge Leute hergekommen, auf der Suche nach **Gold.** Jahr für Jahr haben sie die Berge abgestreift. Wo sie was fanden, haben sie es für billiges Geld an die grossen Companien verkauft, und sind weitergezogen, sie konnten das Suchen nicht lassen. Manche haben Geld gemacht, sind zurückgezogen, nach Winnipeg, nach Seattle, oder anderswohin, haben geheiratet, die Familie grossgezogen. Aber es gab ihnen keine Ruhe, sie mussten zurück in die Berge. Ein kleines Hüttchen, mitten zwischen Felsen und Wald, möglichst weit von Menschen weg, allein mit Gott und den lieben Bergen, da leben sie und sind daheim. Prächtige Menschen. Wie manchen hat der Reiseonkel kennen gelernt, wie manche Stunde seinen Abenteuern zugehört: Aber zurück unter die Menschen: nicht für Alles in der Welt. Die Berge haben es ihnen angetan. "Und nächstes Frühjahr", sagte mir ein alter Mann, der kaum noch auf den Beinen stehen kann, "da nehme ich noch einmal ein Zelt und einen Packesel. Da ist noch ein Platz, den ich noch nicht habe erforschen können, da treffen sich die Goldadern, da muss der 'Mutterstock' sein, von dem aus all das Gold hier in den Flüssen kommt". Ja, der "Mutterstock" (Mother-Lodge), das ist der Traum all dieser "Prospectors", wer den finden könnte.

Und so sind wir am Gold. Wir sind in der Goldwelt von Britisch-Columbien. Als vor einigen Jahren die Gegend von Arbeitslosen überschwemmt war, gab die Regierung von B.C. jedem Arbeitslosen eine Schaufel und eine "Goldpfanne" und schickte sie hinaus, um "Gold zu waschen". Am Fraser-Flusse, an all den tausend Bergströmen, die da B.C. kreuz und quer durchrasen, überall findet man Indianer und Weisse, welche im Flusschlamme waten und Schlamm in ihre Pfanne schöpfen. Wenn die Pfanne voll ist, lässt man das Flusswasser durchströmen, bis aller Sand weg ist. Dann (wenn man Glück hat) bleibt ein kleiner Satz von schwerer, schwarzer Erde zurück, der sorgfältig gesammelt wird. Am Abend, wenn so eine halbe Tasse voll ist, wird Quecksilber hineingetan, alles wird gut geschüttelt, und bald ist das Quecksilber mit feinstem Goldstaub vermischt. Auch auf diese primitive Weise kann man, wenigstens im Frühjahr, 50 Cents oder einen Thaler im Tage auswaschen. Um mehr zu machen, muss man Schleusen anlegen, in die man die Erde einschaufelt, und durch die der Fluss hindurchströmt. Wenn es hoch hergeht, muss eine Gasolin-Engine das Wasser durchpumpen, manche fahren in Hausbooten den ganzen Fluss auf und ab, und, wie es scheint, machen sie ihr Leben mit Goldwaschen. Aber alles das ist nur "abgeschwemmtes" Gold, das die wilden Bergströme aus den Felsen gewaschen haben. Die grossen Companien graben tausende von Fuss in die riesigen Felsmassen hinein, in den "Goldminen", wo sie hunderte von Arbeitern haben, Millionen von Thalern anlegen. Gelingt es, so verdoppeln sie die Millionen, trifft man die Goldadern nicht, so geht man "Banquerott". Ueber Nacht entstehen so ganze Städte, und über Nacht verschwinden sie, und die hunderte Arbeitshäuser mit Allem was dazu gehört, liegen verlassen in der Wildniss. Man nennt sie hier "Ghosttowns", Geisterstädte, so wie auch Lillouet eine ist. Gleich hinter unserem Hause strömt ein mächtiger Bergbach zu Tal, meilenweit sind seine Ufer zerkratzt und angebohrt. 20,000 Chinesen haben einmal das ganze Tal abgegraben nach Gold. Millionen sind herausgenommen worden—jetzt ist alles wieder eine weite Wildniss wie es früher war.

Wenn sich aber zwei Weisse, auch wenn es Priester sind, auf der Eisenbahn, oder im Hotel, oder anderswo treffen, dan spricht man nicht von der Jagd, nicht von Gold, sondern vom **Fischen.** Lange hat der gedultige Reiseonkel gesessen und zugehört, wie der eine einen geheimen Bergsee gefunden hat, wo man die besten Forellen fängt, der andere hat den ganzen Tag geritten, über die höchsten Berge, bis zu einem Platz den noch kein anderer kennt, und 5 Forellen hat er gefangen, und welche. Hier spricht man kein "Jägerlatein" sondern "Fischerlatein". Was haben denn die Leute? denkt sich der Reiseonkel. Fischen, was ist denn dabei? Wie oft ist er mit dem Buschpfarrer seeligen Andenkens aufs Boot gegangen, hat die Angel ausgeworfen, und einen Hecht nach dem anderen ans Land gezogen. Was ist denn dabei? Der Indianerpater lacht: Ja, wartet einmal, bis ihr eure erste Forelle fangt, dann werdet ihr verstehen, wie die Leute so versessen sind aufs Fischen in B.C. Nun, wir sitzen im Boot, halten feierlich den langen "Fishing-Rod" in der Hand, und lassen an einer haardünnen Schnur eine künstliche Fliege über das Wasser spielen. Auf einmal blitzt was auf im Wasser, die Schnur zupft. Nun, jetzt zieht man ruhig seinen Fisch ins Boot wie man es tausendmal im "Westen" getan hat. Die dummen Fischmäuler, die einen so anglotzen, und mit einem Plumps ins Boot fallen. Aber: der Kerl will ja nicht. Der will sich nicht fangen lassen. So klein er ist, er wehrt sich um sein Leben. Und jetzt beginnt der Spass. Wie der Fisch merkt, dass etwas nicht stimmt, schiesst er pfeilschnell in die Tiefe. Wenn man nicht gleich nachgibt, ist er los. Dann geht es seitwärts, rechts und links, und immer muss man ihn wieder herumbringen, immer näher ans Boot. Wenn er das Boot sieht, schiesst er wieder los. Und so geht es zehn Minuten lang, wenn der Fisch klein ist, die grösseren kämpfen länger, und die ganze Zeit steht der Fischer im Boot und muss jede Bewegung des Fisches beobachten. Meinen ersten hatte ich schon halb im Boot, da blitzte es plötzlich auf,



Ein Brotlaib

Ein Brotlaib auf dem Tische
ruht,
Lob und Dank dir, höchstes Gut!

Aehren auf den Fluren preisen
dich, o Brot, in Flammenweisen.

Schwester Hostie, keusch und
kühl,
grüsset dich voll Gottgefühl.

Ein Brotlaib auf dem Tische
ruht,
Rück vom Haupte, Bauer, den
Hut!

R. Billinger.

und: mein Fisch war weg. Und wenn man da einmal angefangen hat, ergreift einen eine wahre "Fischerwut", man will doch sehen, wer gescheiter ist, der Fisch oder der Fischer, und bald spricht man das "Fischerlatein" so wie die andern alle. Ein lieber "weisser" Pater, der da von Lillouet aus die "Weissen" versorgt in den Goldcamps und anderswo (ich habe seine besondere Freundschaft gemacht, da er ein richtiges Auto besass und weit herumfuhr in die Berge), erzählte mir von einem "Lake" in den Bergen, wo er einmal hinfahren muss, weil es da grössere Forellen gibt wie anderwo. Eines Tages nun kam er. "Pater, fahren Sie mit?" Eine solche Frage. Bei Lillouet ist ein See, auf beiden Seiten steile Berge, so steil, dass man keinen Weg anlegen kann. Nur die Eisenbahn hat sich an der Seite durch die Felsen einen engen Pfad gesprengt. Sie nimmt besondere "freightcars" mit, auf die man die Autos stellt. Dann geht es 20 Meilen am See entlang. An andern Ende ladet man das Auto ab, und steht im engen Thal vor einem riesigen Berge, 5000 Fuss, fast senkrecht. Droben ist der "Mission-Pass", über den man muss, um ins Hinterland zu kommen. Ein enger Zick-zack-Weg geht fast senkrecht in die Höhe, das Auto dreht sich und dreht sich wieder, hunderte von Drehungen, immer höher. Man schaut hinab, der See wird kleiner und kleiner, am Ende liegt er da wie eine Wasserpfütze, und das Dörfchen könnte man in eine Spielkiste für Kinder einpacken. Aber auch die Jahreszeit ändert sich: Im Juli sind wir abgefahren, auf halber Höhe ist es Mai, und eh man auf der Spitze ist, kommen gerade die ersten Schneeglöckchen aus der Erde gekrochen. Dann hinab auf der andern Seite in ein zweites, höher gelegenes Thal, wo der Weg weiter geht, 40 Meilen, zu einer Gold-Mine, die über 6000 Fuss über dem Meeresboden liegt. Aber heute heute fahren wir nicht dorthin. Nach 20 Meilen halten wir an einer "Range". Die Leute kennen den Pater gut. Dann werden die Reisekleider ausgezogen, und mit allem Wertvollen in ein Bündel gepackt, das sorgfältig weggelegt wird. Overalls, ein grober Kittel, und die Zahnbürste, wenn es nötig ist, das ist alles was wir brauchen. Der Ranger bringt zwei Reitpferde, wir steigen auf, und reiten einen Bergpfad hinan in die nächsten Berge hinein. Ueber eine ganze Bergkette müssen wir, 16 Meilen weit, bis wir in ein anderes Thal kommn, oben zwischen den Bergen, das Thal ist 4000 Fuss hoch über dem Meeresspiegel. Dann öffnet sich eine ganze Bergwelt vor uns, wir sind ja kaum 1000 Fuss von der Schneegrenze, und vor uns sehen wir hunderte Meilen in die Bergwelt von B. C. Endlich kommen wir an einen kleinen See, neben dem einer unserer "Prospectors" wohnt mit seiner Frau, allein und meilenweit durch Berge von der ganzen Umwelt abgetrennt. Beide kamen als kranke, gebrochene Leute in diese Gegend nach dem letzten Krieg, mit Axt und Gewehr, und haben hier eine neue Heimat und die Gesundheit gefunden. Im selbstgebauten Hause, auf selbstgezimmerten Stühlen sassen wir bald vor einem mächtigen "Deer-steak", und die Beschwerden des Rittes waren vergessen. Nun was wollten wir hier? Der Pater wollte Forellen fangen, eine ganz besondere Art, die es eben nur hier giebt. Der Reiseonkel aber war im Paradis. Eine Stunde Klettern, auf irgend einer Seite, und man stand auf den höchsten Bergspitzen. Nur wer einmal in Europa auf der Zugspitze gestanden hat, kann verstehen, was man hier erlebte auf all den schmalen Bergpfaden die einen von einem Wunder in das andere führen, dann die Wasserfälle— und die Aussicht, hunderte von Meilen weit. Am Abend kommt man wieder zusammen zum Deersteak. Der Pater hat schon den einen Lake abgefangen (6 Forellen), morgen geht er an den andern Lake. Der Reiseonkel wieder auf die Berge. Am Nachmittag kommt der Pater triumphierend zurück. Sieben Forellen hat er in dem andern Lake gefangen, und welche. Also fahren wir heim. Das wird denn doch dem Reiseonkel zu dumm. Ins Paradies geritten (mit allem was das bedeutet), gerade um 6 Forellen zu fangen, und dann heim? Dann reite er allein. Meinen steifen Gaul kann er mitnehmen als Packpferd, ich bleibe. Nun, der Pater ist geritten, und der Reiseonkel ist geblieben, eine ganze Woche lang, hat Deersteakes gegessen, die Bergluft eingeatmet, und auf die Berge geklettert. Dann hat er sich einen Spazierstock zurechtgeschnitten und ist eines frühen Morgens in die Gotteswelt hinausgewandert, über Berg und Thal, zu Fuss, die 16 Meilen zurück, bis er hinkam wo sein guter Rock und seine Sonntagshosen aufbewahrt waren, und von dort fand er schon Gelegenheit, zurückzufahren über den Mission-Pass in sein liebes Lillouet.

Ein ernstes Wort vom Beichten . . .



Es ist ein grosser Irrtum, anzunehmen, dass nach dem Bekenntnis — auch wenn es in der rechten Art und an der richtigen Stelle abgelegt worden ist — schon ohne weiteres die Lossprechung käme! Das wäre wieder eine höchst einfache und höchst langweilige Angelegenheit: man bekennt, sagt irgend eine Formel, in der auch das Wort "Reue" steht, und alles wäre wieder in Ordnung! Nur deshalb in Ordnung, weil es mit einem gewissen Bedauern ausgesprochen und von einem Priester "gelöst" worden ist!

Viele sind der Auffassung, das "Absolvo te" sei so eine Art Zauberwort, sobald es ausgesprochen sei, wäre auch schon seine geheimnisvolle Wirkung da! Es komme also alles darauf an, dass einfach dieses Wort gesagt werde! Es komme also vor allem auf den Beichtvater an! Man könne ihn nicht vorsichtig genug wählen. Und wenn er einmal Schwierigkeiten machen sollte, gehe man am besten schleunigst zu einem andern. Zu einem, der "ohne weiteres alles absolviere" . . .

Was muss das doch für ein sonderbares Gewissen sein, das sich damit beruhigt, wenn es die Lossprechungsworte gehört hat! Als ob nun alles erledigt sei! Und das alte Leben wieder von vorne anfangen könnte!

Allerdings ist das Richterwort des "Ego te absolvo" von unendlicher Bedeutung; es ist entscheidend für ein ewiges Schicksal. Aber nicht absolut! Nicht immer und in jedem Falle! Sondern nur in Verbindung mit Gott und dem Menschen, dem büssenden Menschen! Der Beichtvater stellt gleichsam einen Blankoscheck aus. Gott muss ihn unterzeichnen. Und der Mensch muss ihn einlösen. Erst dann ist alles—erledigt!

Er besteht nicht selten die Meinung, dass Gott auf jeden Fall diese Unterschrift geben werde. Das stimmt nicht. So bequem wird es dem Menschen nicht gemacht! Gott verweigert diese Unterschrift, wenn der Mensch ein falsches oder ein unvollständiges Bekenntnis ablegt. Oder wenn dieses Bekennen nur so daher gesagt ist. Ohne innern Ernst! Bloss, weil heute der terminmässige Beichttag ist. Oder weil man den ganzen "Kram" wieder einmal los sein möchte. Aber nicht etwa, um gestörte Ordnungen in Glauben und in der Liebe zu Gott wiederherzustellen, sondern um das Lebensgefühl neu zu spannen oder das Risiko "Jenseits" zu mindern.

Es kann schon sein, dass ein solches Bekenntnis der Seele ausserordentlich gut ist. Dass es seine natürliche Wirkung tut, also gewisse Verkrampfungen, Verdrängungen, Aengste auflöst und dass an die Stelle schmerzlicher Depressionen ein neues Lebensgefühl tritt. Man soll auch diese natürliche Wirkung der Beichte nicht unterschätzen. Jeder Priester muss im Beichtstuhl Psychiater, Seelenarzt sein, der die natürlichen Gesetze seelischer Erkrankungen und Heilungen kennt und sie richtig anzuwenden weiss. Denn auch in der Beichte muss sich der Grundsatz bewähren: Nichts ist so gesund wie ein Leben mit Gott und mit der Kirche! Und wenn der Mensch krank geworden ist — wobei das Kranksein des Leibes auch die Seele in Mitleidenschaft zieht — ist die Religion eine gute Aerztin! Deshalb waren ja auch bei den Alten die Priester zugleich Aerzte! Und es schadet durchaus nichts, wenn dieser gottgegebene Zusammenhang von Natur und Gnade auch in der Beichte verwertet wird!

Aber das ist nicht ihr Sinn und nicht ihr Zweck. Die Beichte ist Sakrament! Also eine Angelegenheit zwischen Gott und der Seele. Und darum müssen auch all ihre Geschehnisse auf Gott und das Heil der Seele gerichtet sein.

Die Lossprechung durch den Priester übt keine magische Wirkung aus. "Sondern es muss der Mensch mit seinem einigermassen abgeschlossenen Tun vor Gott treten, damit Gott ihn segnen und begnaden kann. Der Mensch muss in der Beichte eintreten in sich selbst, muss sich klar werden über seine Grundrichtungen, muss einen wirklichen Umbruch seiner ganzen Denk-, Gesinnungs- und Wertungsweise vollziehen . . . muss seine Wege für die Zukunft klar legen. Das Sakrament der Busse ist das ernsteste Sakrament, weil wir mit unserm persönlichen Tun so stark hineingestellt sind in das sakramentale

Geschehen; weil es ein inneres Stehen vor dem lebendigen Gott ist; weil diese ganze büssende Einsicht sich bis auf den Grund unseres Innern erstreckt. Die bedauerliche Mechanisierung, die heute beim Empfange des Bussakramentes vielfach zu beobachten ist, verkennt diesen Ernst und zerstört viel Heiliges." (Feuerer.)

Es kommt also in der Beichte vor allem auf die innere Wandlung der Seele von der Sünde, von der Welt, von der Besessenheit durch das eigene Ich zu Gott an, erst wenn sich der Mensch im vollen Bewusstsein und im festen Willen selber los-macht von all diesen Scheingütern und von all den Hindernissen zu Gott, erst dann kann der Priester ihn los-sprechen! Und Gott wird es bestätigen.

Dieses Sich-losmachen von der Sünde ist das wichtigste Ereignis der Beichte. Es ist das Grundgeschehnis des Sakraments, soweit es vom Menschen selber getätigt werden muss. Alles andere tut Gott! Tut sein Erbarmen, seine Liebe und seine Gnade! "Herrlicher als Dein Gericht ist Dein Erbarmen!" (Jak. 2, 13.)

Wir sollten auch diese trostvolle Tatsache — dieses Wunder der göttlichen Güte — nicht so gedankenlos hinnehmen! Es ist das grösste Geschenk, das uns seine Liebe — neben dem Geschenk des Lebens und der Erlösung — geben kann! Es sollte im Vollzug der Beichte einen möglichst breiten Raum einnehmen. Nicht, um dadurch die Sünde zu einer Nebensächlichkeit zu machen, sie zu verniedlichen oder zu verharmlosen, sondern um die ganze Kraft einer in Gott ringenden Persönlichkeit zu ihrer Ueberwindung und ihrer Bewältigung einzusetzen!

Diese neue Haltung wird auch die innere Bereitschaft wecken, nun auch den andern Teil der Beichte — der ausserhalb des kirchlichen Raumes vollzogen werden muss — zu erfüllen: die Busse und die Wiedergutmachung!

Das Bild einer sorgenden, zärtlichen, arbeitsamen Hausfrau schleicht sich in das kälteste Mannesherz ein.

Trost in Trübsal

Ich habe Dir ein Lied singen wollen, o Gott.
Du aber legtest Deine Hände auf meine Lippen,
Dass ich schwiege.
Denn Du lässest Dir nur lobsingen von Deinen Heiligen.

Ich habe Dich gesucht, mein Herr,
Mit tausend und tausend Fragen.
Du aber türmtest Wolken vor Deinem Antlitze,
Denn Du lässt Dich nur finden von der Liebe.

Da ward ich einsam, o mein Gott.
Ich bin gefallen in die Leere ohne Ende.
Und Du legtest das Leid all meiner Sünden
Auf meine Schultern,
Und das Leid all meiner Brüder,
Die Dich nicht kennen noch lieben.

Zögernd nur beugt' ich meine Knie.
Herr ,meine Seele verblutet.
Tropfen auf Tropfen
Rinnt die Kraft meines Lebens
In den durstigen Sand Deiner Erde.
Du aber hebst alles Leid
Aus dem vergänglichen Staub
In die ewige Helle Deines Himmels.
Darum reichst Du uns den Kelch der Schmerzen
Durch die reinen Hände Deiner Engel.

Friedr. v. Grasshoff.

Das Todesurteil

Ein Landarzt sass in lustiger Runde in der Kneipe. Man sprach vom Leben und Sterben.

Da begann auf einmal der Arzt: "Ich selbst als Fachmann kann selten mit Gewissheit sagen, wann jemand sterben wird. Aber eins weiss ich bestimmt: Es sind in unserer Gemeinde drei Trinker, die sämtlich noch dieses Jahr sterben werden — — der eine bin ich selbst."

Die Vorhersage traf ein. Nach J. M. Seling.

Alles vergeht, Gottes Wort bleibt ewig, es behauptet das Feld (Petr. 1, 23) wenn das anspruchsvolle und lärmende Menschenwort schon vergessen ist.

O. Kuss.

"Die Welt ist seit den Tagen Christi anders geworden?

Wie zeigt sich das?

Der Masstab ist für die Menschen grösser und die Sünde schwerer geworden."

Kein Privileg ohne Verantwortung

ALS Kanadier haben wir das Privileg, in Sicherheit zu leben — nicht für den Staat, sondern wie es für uns und unsere Familie am besten ist. In keinem andern Lande der Welt gibt es grössere Freiheit und mehr demokratische Rechte für jeden Bürger.

Aber, diese Vorteile bringen Verantwortung mit sich. Für Freiheit muss man kämpfen und einen hohen Preis zahlen. Unsere Soldaten geben ihr alles für diese Freiheit. Uns bittet man nur, unser Geld ZU LEIHEN, um ihnen zu helfen. Ist das zuviel verlangt? Schätzen wir überhaupt die Freiheit, die wir als Kanadier besitzen?

Kanadas **sechste Kriegsanleihe** wird bald eröffnet werden. Für uns ist das eine Gelegenheit zu zeigen, dass wir wissen, was es heisst, Kanadier zu sein, dass wir willens sind, unserer Verantwortung nachzukommen und Kanada zu einem Lande zu machen, auf das man stolz sein und wo man glücklich sein kann.

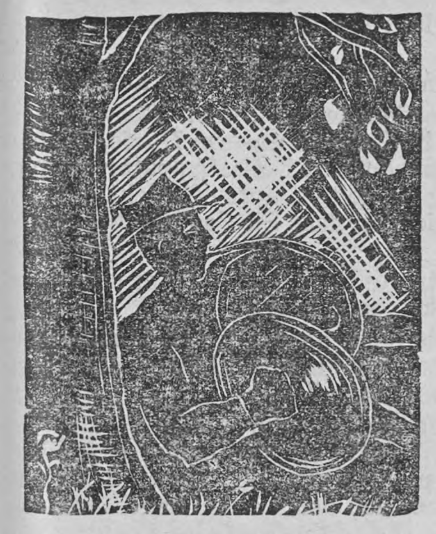
Unseren Jungens an der Front stehen noch viele bittere Kämpfe bevor. Deshalb müssen wir zu Hause immer noch mehr tun, um ihnen zum endgültigen Siege über Tyrannei und Gewalt zu verhelfen. Und das können wir tun, indem wir soviel wie möglich Victory Bonds kaufen. Das ist zudem die beste Art und Weise unser Geld anzulegen, weil sie uns gute Zinsen bringen.

WAS IST EIN VICTORY BOND?

Ein Victory Bond ist die Gewähr der kanadischen Regierung, den Nennwert eines jeden Bonds bar zu zahlen, sobald es fällig ist und zwar mit halbjährigen Zinsen. Ein Victory Bond ist die sicherste Kapitalanlage in Kanada, weil ganz Kanada mit all seinen Natur- und anderen Schätzen dafür gut steht. Kanada hat seit 75 Jahren solche Bonds herausgegeben und immer ist jeder Dollar des Kapitals und der Zinsen bezahlt worden, sobald sie fällig waren. Ein Victory Bond ist ausserdem eine Kapitalanlage, die man zu jeder Zeit einlösen kann.

Seid bereit für die sechste Kriegsanleihe VICTORY BONDS zu kaufen!

NATIONAL WAR FINANCE COMMITTEE



Der Sohn der Hagar

Roman von Paul Keller

(Fortsetzung)

Fünftes Kapitel

Ein grauer, regnerischer Morgen kam.

Robert Hellmich erhob sich eher von seinem Lager als die Kameraden. Er hatte eine unruhige Nacht hinter sich.

In die Küche trat er ein und bat um Waschwasser. Christel stand allein am Herde. Sie wurde ein wenig rot und verwirrt, als sie ihn sah, kam ihm aber freundlich entgegen und reichte ihm die Hand hin.

"Guten Morgen! Wie haben Sie geschlafen?"

Er wunderte sich über die Freundlichkeit und betrachtete sie verlegen. Sie hatte ein zartes, weisses Gesicht und eine hohe, schmiegsame Gestalt, war von jener feinen, eigenartigen Schönheit, für die Bauern keinen Sinn haben. Christel Hartmann hatte noch nie einen Freier gehabt.

"Haben Sie nicht gut geschlafen?" wiederholte sie, da er nicht antwortete.

"O doch . . . doch . . ." sagte er beklommen; "es ist nur . . . es ist nur . . . es hat mich nämlich noch niemals im Leben jemand gefragt, wie ich geschlafen hab'!"

Sie sah ihn mit ernsten Augen an und entgegnete darauf nichts. Dann bereitete sie einen Waschtisch, füllte Wasser ein und lud ihn ein, sich zu waschen; indes ging sie nach einem Schrank und brachte ein blütenweisses Handtuch, das sie ihm darreichte.

Er kam in noch grössere Verlegenheit.

"Fräulein, so ein frisches Handtuch ist ja schade für mich."

Sie wandte sich ab.

"Trocknen Sie sich nur ab damit", sagte sie.

Er tat es, und dann fragte er, ob er ihr nicht etwas dienlich sein könne mit Wasser- oder Kohlen-zutragen und ähnlichen Dingen.

Sie lehnte das ab und sagte, er solle sich einstweilen auf den Stuhl am Ofen setzen, der Vater werde gleich kommen. Sie glaube, der Vater habe mit ihm zu reden.

Da setzte er sich, die Wärme tat ihm wohl, und er sah zu, wie emsig und fast geräuschlos sie arbeitete. Er glaubte, er müsse sich wohl dankbar erzeigen und sich ein wenig mit ihr unterhalten. Da fragte er:

"Sind Sie schon von Geburt aus in diesem Hause, Fräulein?"

"Ja."

"Es ist ein schönes Haus. Man findet selten ein so schönes Gasthaus auf dem Lande. Es ist alles sehr solid."

Sie nickte, aber dann sagte sie:

"Es ist auch nicht immer alles, wie es sein sollte."

Nach einer kleinen Pause meinte er:

"Wir haben schon lange kein so gutes Quartier gehabt. Es geht uns oft sehr schlecht. Möchten Sie mir wohl sagen, Fräulein, ob es der Herr Amtsvorsteher wirklich ernst meint mit meinen Kameraden, ob er sie wirklich hierbehalten will?"

Da trat sie zu ihm:

"Aber gewiss meint er's ernst. Dr. Friedlieb hat keine grössere Freude auf der Welt, als den Menschen Gutes zu tun. Es ist bei uns in der ganzen Gemeinde nicht ein einziger Mensch, dem es wirklich schlecht geht. Und das haben wir dem Doktor zu verdanken. Er hilft allen Leuten, wenn er irgend kann. Und er wird auch Ihnen helfen. Doch hören Sie, da kommt der Vater."

Draussen ging jemand über die Treppe, und bald darauf trat Hartmann in die Küche. Er sah stark übernächtigt aus und erschrak ein wenig, als er Robert Hellmich am Herde sah.

Robert hatte sich grüssend erhoben. Da sagte Hartmann, und seine Stimme klang beklommen:

"Ich habe mit Ihnen zu reden. Sind Ihre Kameraden schon munter?"

"Nein, sie schlafen noch."

"Da gehen Sie doch einstweilen in die Gaststube, ich komme gleich nach.!"

Er wies auf eine Tür. Hellmich verliess die Küche, und Hartmann blieb mit Christel allein zurück.

Die grosse Gaststube war noch ganz dämmrig. Die leeren Tische, die vielen Bänke und Stühle brachten in dem weitläufigen Raume einen ungemütlichen, frostigen Eindruck hervor.

Robert trat ans Fenster und schaute auf die Dorfstrasse hinaus. Sie stand voller Wasserlachen.

Drüben jenseits der Strasse führte ein Weg ins Feld hinein. Er war wohl sonst abgeschlossen, aber nun hatte der Wind die alte Tür zertrümmert, und der Weg stand offen.

Hinaus, herein!

Ein schwarzer Vogel ging immerfort hin und her. Herein, hinaus!

Für ihn würde es natürlich wieder heissen "hinaus!"

Heute konnten sie hier bleiben in diesem stattlichen, sicheren Hause, weil sie morgen zur Kirmes spielen sollten. Dann mussten sie weiter. Und wenn die Kapelle sich auflöste, dann musste er allein weiter. Durch Lachen und Morast, durch Kälte, Schmutz, Entbehrung und Unehre mit keinem anderen Ziel, als dass er eben frei war und dass er vielleicht einmal den fand, den er hasste.

"Da bin ich!"

Robert Hellmich fuhr herum. Hartmann war eingetreten. Er war sichtlich erregt, ging an den Tischen entlang, über die er mit der Hand strich, und rückte an den Stühlen. Dabei brummte er etwas vom Wetter.

"Ich hab' mit Ihnen zu reden", begann er endlich. "Sie müssen mir da was erklären. Sie sagten gestern, eigentlich hiessen Sie Winter, aber Sie nennen sich — Hellmich."

"Ja, eigentlich heiss' ich Winter. Mein Pflegevater, der mich aufgezogen hat, hat mich auf seinen Namen schreiben lassen. Aber weil er dann, wie ich von der Festung kam, nichts mehr von mir wissen wollte, da nenn' ich mich wieder Hellmich. Nach meiner Mutter! Die hat Hellmich geheissen."

Eine Pause. Draussen läutete eine Glocke zum Frühgottesdienst. Hartmann fuhr langsam mit der Hand über die Stirn. Darauf standen eiskalte Perlen. Und er setzte sich auf einen Stuhl nieder, weit von Hellmich entfernt, und schlug die Augen nieder. Mit mühsam beherrschter Stimme fragte er:

"Was wissen Sie denn von Ihrer Mutter?"

Er hob die Augen voll geheimer Angst. Wenn dieser Fremde alles wusste, wenn er überhaupt nur gekommen war, um Rechte an ihn geltend zu machen, musste es jetzt herauskommen.

Aber über das Gesicht des Musikanten ging nichts als ein Zug der Bitterkeit.

"Fast nichts weiss ich, nicht einmal, woher sie stammt. Sie hat ein kleines Gebetbuch bei sich in der Tasche getragen. Drin stand: 'Martha Hellmich, geboren den 25. Juni 1880'. Das ist alles, was ich weiss. Aber sie — sie ist ordentlich und sauber angezogen gewesen, ganz ordentlich und anständig, als man sie gefunden hat, sie — sie war keine Landstreicherin."

"Nein, das war sie nicht," sagte Hartmann. Und da er darüber erschrak, setzte er bald hinzu: "Ich mein, ich glaube es gern, dass sie ordentlich und gut war."

Robert Hellmichs Gesicht glänzte auf.

"O ja, ganz ordentlich und gut! Da war eine sehr achtbare, alte Frau in unserm Dorfe, die hat sie im Sarge gesehen und hat mir später gesagt, die Mutter hätte ein reines, gutes Gesicht gehabt. Und ich freu' mich so, dass Sie das glauben, Herr Hartmann."

Hartmann atmete tief. Um von der schweren Strasse abzulenken, sagte er:

"Und sind Sie denn gern mit den Musikanten herumgezogen? Ich meine, Sie hätten doch mal 'ne Stelle finden müssen."

Robert zuckte die Achseln.

"Ein paarmal hätt' ich wohl eine gefunden. Aber ich wollte nicht lügen, ich wollte mich nicht verstecken. Wenn ich den Leuten sagte, wer ich bin und dass ich drei Jahre auf der Festung gewesen sei, da hiessen sie mich immer wieder gehen. So fand ich keine freundlichen Menschen, ausser meinen Kameraden."

Hartmann schwieg eine Weile. Dann fiel ihm die Hauptfrage ein, die ihn vielleicht erlösen, die vielleicht alles als Irrtum aufklären konnte. Er tat diese Frage ganz schnell:

"Sagen Sie, wann sind Sie eigentlich geboren?"

"Den 15. Juli 1899. Die Mutter war erst neunzehn Jahre alt, da sie — da sie starb."

Hartmann schöpfte einmal kurz nach Luft, dann wandte er sich ab. Sein Gesicht war blass und verzerrt.

Keine Täuschung!

Den 15. Juli 1899!

Dieser dort war sein Sohn!

Er ging langsam nach dem Fenster, lehnte den Kopf gegen das Kreuz und trommelte mit müdem, leisem Schlag an die Scheiben. Robert Hellmich sah ihn verwundert an.

"Herr Hartmann, ich weiss ja nicht — was eigentlich —"

Da drehte sich der Gastwirt um. Er gab sich Mühe, ganz ruhig zu scheinen, und es gelang ihm annähernd.

"Ich hab' mir nämlich was überlegt", sagte er. "Sie wissen, dass Herr Dr. Friedlieb Ihre Kameraden hier behalten will, und dass ich Sie in meiner Wirtschaft beschäftigen sollte. Dass ich nicht gleich 'Ja' sagte, müssen Sie mir nicht übel nehmen. Man muss sich so was überlegen. Aber wenn Sie wollen, können Sie dableiben."

"Herr Hartmann! Guter Herr Hartmann! Hierbleiben? Ich —"

"Ja, ich hab' mir's überlegt. Ich kann Sie brauchen. Mein Sohn Berthold kommt jetzt zum Militär. Wie gesagt, Sie können dableiben. Sie werden sehen, Sie werden's ganz gut haben. Sind Sie einverstanden?"

"Herr Hartmann, ich bleib' ja so gerne! Ich bin ja so glücklich! Ich hab' ja das Wandern so sehr satt!"

BITTE

Mutter der viel schönen Minne
In der Finstre Leuchterinne.
Zünd, entbrenne meine Sinne
Zu der wahren Minne Glut,
Da ich innen werd gereinet
Und mit Gotte gar vereinet.
Was ich anders hab gemeinet,
Das bedecke, Fraue gut!
Frau, erbarm dich aller Stunden,
Denn du hast Genade funden,
Gottes Zorn hat überwunden
Dein viel tugendreicher Mut.

Eberhard von Sax (um 1260).

"Nun, so ist's recht! Da — da geben Sie mir einmal die Hand."

Die junge Hand fügte sich in die alte, und den Musikanten überlief ein Schauer, da er fühlte, wie kalt die andre Hand war.

"Es wird Ihnen an nichts fehlen. Meine Frau is ein bissl streng. Daran müssen Sie sich gewöhnen. Halten Sie sich nur an mich und an die Christel."

In überströmender Dankbarkeit küsste der landfremde Musikant dem Manne, der ihm eine Heimat anbot, die Hand.

"Na — nich — nich — ich will das nich! Ich tu bloss meine Pflicht. Ja, ja, Pflicht! Sie haben ja gehört, der Doktor hat's ja gesagt."

Robert Hellmich drückte seine Dankbarkeit, seine Freude, vom Sumpf der Strasse erlöst zu sein, in vielen Worten aus, gelobte, seinem Brotherrn treu zu sein und ihm zu dienen mit bester Kraft. Hartmann war immerfort in Gedanken. Er wollte in dieser entscheidenden Stunde nichts vergessen. Da fiel ihm wieder etwas ein.

"Es wär' mir lieb, wenn Sie sich wieder Winter nennten, und wenn Sie niemandem von Ihrer Mutter was erzählten."

Der junge Musikant liess den Kopf sinken. So war also doch auch diesem freundlichen, gütigen Manne das Andenken seiner Mutter ein Makel. Obwohl er glaubte, sie sie ordentlich gewesen!

Aber er besann sich.

"Es ist ja gleich, wie ich mich nenne. Ich hab' ja immer Winter geheissen, und ich heiss' ja auch gesetzlich so."

"Eben, eben, Sie heissen gesetzlich so", nickte Hartmann befriedigt.

"Da werd' ich mich Winter nennen und nichts von der Mutter sagen. Ich tu's sowieso nicht gerne. Aber Sie dürfen deshalb nicht denken, ich verachte sie. Ich verachte bloss meinen Vater."

Der Gastwirt stierte ihn an.

"Wissen — wissen Sie denn was von Ihrem — Ihrem Vater?"

"Nein! Aber dass ich nichts von ihm weiss, das ist ja seine Schande. Ich müsste doch was von ihm wissen. Aber der — keinen Bissen Brot, kein gutes Wort, keine kleine Hilfe die ganzen Jahre! Ich hab' immer gedacht, wenn ich ihn einmal fänd', den elenden Menschen, der schuld ist, dass die Mutter so starb und dass ich — dass ich überhaupt lebe — ich schlüg ihn — ich schlüg' ihn —"

Der Musikant begann zu schluchzen.

Hartmann stand wie erstarrt, und als der Musikant die Hände aufhob, wich er erschrocken zurück. Aber der hob die Hände auf, um zu bitten.

"Verzeihen Sie mir, Herr Hartmann! Denken Sie nichts Schlechtes von mir. Ich hab' noch keinem Menschen was getan, ausser dem Unteroffizier; und meinen Vater — den kenn' ich ja nicht."

Hartmann ging schwer durch die Stube. Er ging lange hin und her und blieb schliesslich wieder stehen. Gewaltsam beherrschte er sich.

"Also Sie bleiben da, Winter! — Winter heissen Sie jetzt wieder. Aber ich — ich möchte Sie mit 'm Vornamen rufen. Robert! Ich bin das so gewöhnt bei meinen Leuten."

Der Musikant nickte freudig.

"Und dann — dann möcht' ich 'du' sagen, wie zu meinen andern Leuten."

"Ich freu' mich, Herr Hartmann, wenn Sie 'du' zu mir sagen und Robert."

"Na denn, da woll'n wir's auf gut Glück versuchen. Da gib mir noch einmal die Hand, Robert!"

"Auf gut Glück, Herr Hartmann!"

Draussen in der Küche traf Hartmann seine Frau und Gottlieb Peuker.

Möglichst gleichgültig sagte der Wirt:

"Anna, ich werd' mir einen von den Musikanten dabehalten. Den jungen Waldhornisten. Er heisst Robert Winter. Er scheint 'n ordentlicher Mensch zu sein. Früher is er Landwirt gewest. Na, und weil unser Berthold doch zum Militär kommt, brauchen wir doch jemanden in die Wirtschaft."

Die hagere Frau stemmte die Hände in die Seiten. "Was? — Du bist wohl verrückt? — So einen Stromer? In unsere Wirtschaft? Nu, daraus wird ja in alle Ewigkeit nichts! Das wäre ja — das wär' ja mehr als verrückt."

Hartmann war blass. Doch er raffte sich zusammen und sagte:

"Wir müssen jemanden haben, und ich hab' schon mit dem — dem Winter gesprochen."

"Schon — schon — ohne mich? Und ich werd' gar nich erst gefragt? Ja, hab' ich denn gar nichts zu sagen? Bin ich denn — was fällt dir den ein?" Sie richtete sich auf, er sank zusammen, sie schwang sich auf den Richter- und Herr-

scherthron, er stand als ein armer Sünder da und wusste nichts Rechtes zu sagen.

Da kam Hilfe. Gottlieb Peuker wandte sich an die Frau:

"Frau Hartmann, was denken Sie sich eigentlich? Denken Sie, wenn der Berthold fort is, ich mach' die Arbeit ganz alleene? — Ich alter, zittriger, tapriger Krüppel? Ich, der ich kaum kriechen kann? Nee, daraus wird nischt. Ja, ja, immer gucken Sie mich an. Daraus mach' ich mir nischt. Ich will jemanden zur Hilfe. — Und ich werd' Ihn'n noch was andres sagen, Frau Hartmann! Gestern abend, wie ich auf der Wache war, da kam der Dr. Friedlieb an mich ran. Und er sagte: 'Gottlieb', sagte a, 'drei Musikanten hab' ich untergebracht; eener wird Bäcker, eenen geb' ich zum englischen Kaufmann, eenen behalt' ich selber als Faktotum. Den vierten, was nun gerade der Beste und Anständigste scheint, soll sich der Hartmann behalten. A kann'n gut brauchen. A möcht' ja auch, denn a is een anständiger Mann. Aber a fürcht' sich vor seiner Alten —' "

"Gottlieb, du frecher — du alter —"

"Nee, nee, Frau Hartmann, das hat ja bloss der Dr. Friedlieb gesagt. Mit dem müssen Sie das ausbaden. Aber die Hauptsache kummt erst. 'Gottlieb', sagt a, 'der Hartmann is vernünftig, der wird schon den Winter behalten. Aber sie! Die Alte! Die wird Krach machen!' "

"Alter abscheulicher — frecher —"

"Krach machen, sagt a. Und recht hat a gehabt. Denn Sie haben Krach gemacht. 'Aber, Gottlieb', meint a, 'weisste, was ich mache? Wenn sich der Hartmann wieder über a Löffel balbieren lässt, wenn a wieder vor seinem Hauskreuze unterbuckt, dann räch' ich mich. Ich zieh' aus bei ihm. Ich komm' nie mehr in sein Gasthaus. Ich zieh' aus mit allen Vereinen, die ich gegründet hab': mit 'm Kriegerverein, mit 'm Gesundheitsverein, mit 'm Skatklub, mit 'm Gesangverein und mit 'm Verein für verwahrloste Kinder. Und was is dann der Hartmann? Geliefert is er. Und wer macht's Geschäft? Sein Konkurrente, der Schmidt-Brauer, macht's Geschäft. Und wer is schuld? Seine Alte is schuld."

"Das — das steckt ja alles unter einer Decke — da — da behaltet doch den Strolch!"

Sie raste hinaus und schlug krachend die Tür zu.

"Gutt, dass sie naus is", sagte Gottlieb. "Wilhelm, 'ne sonnige Nummer hast du dir ja nich gerade erheirat'."

"Lass mich, es ist schwer, es wird vielleicht schrecklich werden."

Auch Gottlieb wurde ernst.

"Sieh mal, Wilhelm, ich bin ja a alter, armer, dummer Kerl. Aber meine schweren Gedanken mach' ich mir ooch. In der letzten Nacht hab' ich vor 'm Häusel von a alten Hellmichleuten gestanden und mir gesagt: 'Geh rein, sag' ihnen, beim Hartmann im Gausthause is euere Enkelsohn'. Das wär wohl 'ne Freude für die beiden alten Leute. Aber — wenn a dann sagt: 'Meine Mutter is ohne Hilfe, ganz verlassen an einem Feldraine verblutet' — Hartmann, sie dürfen 's nich wissen. Es is ihnen so wohler. Und du? Ich bin ja dein Freind gewest immer. Bloss damals nich, so uff drei, vier Jahre. Aber jetzt will ich zu dir halten, treu zu dir halten, weil du a altes Unrecht gutmachen willst."

"Es wird nich gehn, es wird ja nich gehen", seufzte Hartmann.

"Besser wär's, wir wären ehrlich," sagte Gottlieb. "Aber ich hab' kein' Mut, und du hast erst recht kein' Mut."

Sechstes Kapitel

Es war noch das rotgoldene Licht des Herbstes im Lande. Die feuchten Schollen der frischgepflügten Ackerstücke zeigten das heimliche, tiefe Aufblitzen grosser, glänzender Kupferstücke, die Kühe auf der braungrünen Weide hatten weithin schimmernde Felle wie Tiere auf frischgemalten und frischlackierten Bildern. Im Walde waren die Blätter rot, in der Luft schwebten bunte Papierdrachen, und die kleinen Feldfeuer glühten ihre Traumlichter ins Land.

Das ist der rotgoldene Herbst.

Auf den Feldern arbeiten lachende Leute. Sie waren bei der Kartoffelernte. Die Kartoffelernte am warmen Herbsttag ist der fröhlichste Teil aller Erntearbeit. Sie hat etwas von der kindlichen Vergnügtheit der Schatzgräberei.

Da richtete sich Gottlieb Peuker in seiner Kartoffelfurche auf und sagte zu dem kleinen Peterle Hübner, einem zwölfjährigen Schulbüblein, das als Hilfsarbeiter angestellt war:

"Du, Peterle, was hast du für dunkle Hände! Wenn du noch viel Nüsse maust, wirste wohl noch so schwarze werden wie a Neger."

Peterle betrachtete missvergnügt seine gebräunten Räuberhände.

"Das is von den grünen Nusschalen, und 's geht nich ab", sagte er, "nich mit Wasser und nich mit Spucke; ich hab' sogar schon mit Seife probiert. Und nu kann ich mich in der Schule nich mehr melden, sonst merkt's der Lehrer oder gar der Pfarr'."

"Gelt, Peterle", fragte Gottlieb teilnehmend, "und da musste halt in der Schule immer die Hände unten lassen und tun, als wenn du rein gar nischt wüsstest und a ganz dummes Schaf wärst?"

Peterle nickte.

"Ja, seit die Nüsse reif sind, bin ich in der Schule schon sieben Plätze runtergekommen."

Gottlieb tröstete ihn.

"Lass gut sein, Peterle, jetzt dauert's nich mehr lange, da maust du dann Wasserrüben. Da wird's dann besser, denn die färben nich ab."

Und so scharrten sie wieder vergnügt in ihren Kartoffelfurchen.

Auf einem andern Teil des grossen Feldes schwelgten zwei junge Mägde in Ballerinnerungen.

"'s war 'ne fermose Kirmes", sagte die ältere, "die Kerle haben geblasen wie die Deiwel."

"Ja, sie haben ganz dolle geblasen", sagte die zweite, "bloss der Grosse, der Steiner heisst, hatte sich dann a bissel besoffen, und da konnt' a mit seinem grossen Basse nich mehr richtig schnell genug den andern nach. Da hat'n ja dann der Dr. Friedlieb angeschnauzt, a soll beim Blasen nich so 'ne schwere Zunge haben. Aber das hat a sich nicht gefallen lassen. 'Herr Doktor', sagt a, 'man bläst überhaupt nich mit der Zunge! Und wenn ich wollte, könnt' ich noch amal so schnell blasen wie die andern und viel schneller fertig sein wie sie'. Da blies a dann ganz schnell, aber a kriegte a Husten davon und musste aufhören."

"Es war 'ne schöne Kirmes", sagte die erste wieder begeistert. "Auf meinen neuen Lackschuhen hab' ich die Sohlen durchgetanzt." "Ja, wer so ein'n Hanke August hat", entgegnete die zweite mit leisem Neid und einigem Seufzen.

"Ach du!" erwiderte die erste in seligem Zorn. "Da is ja nich dran zu denken. Was du so redest."

Und sie richtete die blühende, gesunde Gestalt empor und schaute nach einem Hügel hinüber, wo ein junger Knecht langsam den Pflug durchs weiche Erdreich führte. Und hatte dann, als sie weiterarbeitete, immerfort das Herz voll geheimer, tiefer Wonnen.

Da kam langsam Robert Winter vorbeigezogen. Er pflügte ein benachbartes Stoppelfeld um.

Die zweite Magd rief einen derben Spass hinüber.

Er antwortete nicht, schüttelte nur leise den Kopf und sah wieder auf seinen Pflug.

"Der is stolz", sagte die erste Magd. "Der is a extra Feiner. Der is a Prinz!"

"Prinz Bettelmusikante! Prinz Bettelmusikante!" schrie die Junge ihm nach.

Robert wandte sich um und warf den Mägden einen zornigen Blick zu. Da riss ihn schon der Pflug weiter. Er strauchelte ein wenig, und die Mägde lachten. So ging er unmutig hinter dem Pfluge her, immer die Furchen auf und ab, sah in Gedanken verloren, wie die dunkle Erde aus der Pflugschar herausquoll und warf den Pferden manchmal ein Wort der Aufmunterung hin.

Er hatte Heimweh.

Heimweh nach der Fremde. Er hatte sich lange nach einem sicheren, ruhigen Heim gesehnt, aber nun, da er's besass, fühlte er sich in der Enge und war schwer bedrückt.

Es war wohl auch, dass die Kameraden nicht mehr bei ihm waren. Früher hatte er sich oft über sie geärgert. Sie standen an Bildung alle unter ihm. Aber es waren fröhliche Leute. Und es ist doch nichts über Fröhlichkeit und gibt doch nichts Schöneres als Freiheit.

Das war auch, weil Frau Hartmann so unfreundlich mit ihm war. Sie hatte noch kein Wort mit ihm gesprochen in den zwölf Tagen, da er da war und ihm immer finstere Gesichter gezeigt. Der Herr war freundlicher, aber auch nur, wenn er ihn allein traf, und dann sah er sich immer um, als ob er fürchte, es möchte ihn jemand beobachten. Die Mädel waren nett. Hauptsächlich die Christel, die tat ihm viel Gutes. Oft war ihm das peinlich. Wenn er in ihr weisses Gesicht und auf ihren ordentlichen Anzug sah, schämte er sich oft.

(Fortsetzung folgt)

Das Mittagessen

Eine Arbeiterfrau, deren Mann sich dem Trunke ergeben und oft ganze Tage im Wirtshaus sass, erschien eines Tages mit dem Esskorb in der Schenke. "Grüss Gott, lieber Franz!" sagte sie, indem sie den Korb auf den Tisch stellte. "Da du keine Zeit hast, zu uns zu kommen, bringe ich dir das Deine hierher." Damit ging sie hinaus. Der Mann lud mit einem verlegenen Lächeln seine Zechgenossen ein, mit ihm zu essen. Als er den Deckel vom Korbe abhob, fand er darin nichts weiter als einen — Zettel, auf dem die Worte standen: "Lieber Mann, hoffentlich schmeckt dir das Essen. Es ist dasselbe, was wir zu Hause haben." — — Da verging dem Säufer das Lachen. Er zahlte seine Zeche, ging heim, mied fortan das viele Trinken und wurde wieder ein anderer Mensch.

Der Eltern Beispiel

Die erste Predigt, welche die Kinder hören, ist das Tugendbeispiel der Eltern. Dieses regt auch die Kinder an, tugendhaft zu sein und hierin den Eltern nachzufolgen.

Das erste Bild, das die Kinder sehen und bis in jede Einzelheit studieren und das sie nachbilden Zug für Zug im eigenen Leben — ist die Mutter.

Der erste Spiegel, in dem sich Tag für Tag das Kind beschaut — ist der Mutter Beispiel.

Der erste Wegweiser mit der klaren Aufschrift "Zum Himmelreich", welchen jedes Kind versteht, wenn es auch noch nicht lesen kann, ist wieder das fromme, heilige Leben der Mutter.

Ja, in allem ist das Beispiel der mächtigste Lehrer.

MARIENBOTE

CATHOLIC FAMILY MONTHLY JOURNAL

Vol. XII APRIL, 1944 No. 7

CONTENTS

The Marienbote is edited and published monthly with episcopal approbation by the Oblate Fathers of St. Mary's Province at the Marian Press, 922—24 Victoria Avenue, Regina, Sask. Subscription: $1.00 a year.

Between you and me . . .

★ Now that paper rationing and other wartime restrictions have been imposed upon the publishing industry, many newspapers and magazines have had to limit their advertising and circulation for the duration. Many publishers have had to suspend free and complimentary copies. However, subscribers who were in arrears suffered a harsher treatment. Sample and trial copies from most publishers are now difficult to be had.

The Marienbote and some of its readers have also had to suffer some of these effects of the war. The majority of those affected will admit that the wartime policy of restriction and conservation is sound; but some do object when their unpaid for copy fails to arrive in the mail. However, there is one way to make sure of receiving your Marienbote regularly — keep your subscription paid up in advance as so many are doing. And that reminds me that Father Brockmeier has something to say about the "$teady ubcriber" on page 38 of this issue. Be sure to read it.

★ Rev. John A. O'Brien, Ph.D., LL.D. again contributes a short but nevertheless vivid description of the Home as a Sanctuary of God.

★ "Ancient Easter Customs Observed in Switzerland" is a timely exposition of Easter traditions native to that country, but common also to many others. Marie Widmer is the author of this interesting article.

★ To many of our readers the news of Very Reverend Father Theo. Laboure's death will be somewhat of a shock. A full appreciation of the life and work of this Oblate Superior General cannot be attempted here. However an outline resume is presented in this issue.

★ We also have with us another true-to-life story from Rosa Zagnoni Marinoni. "Betty Decides" is a story which will appeal to those who have troubles and doubts to overcome.

★ Most of our readers are well acquainted with the writings of the Father who is perhaps one of our most regular contributors. In his article "The Mystical Body of Christ", Rev. Father Joseph Schneider, O.M.I., gives a short explanation of this fundamental, inspiring doctrine.

★ I sometimes wonder what happens to all those copies of the Marienbote that are sent out every month! Some readers, I know, save them for re-reading. Other copies, I suppose, are soon destroyed after the members of the family have read the contents. I often wonder how many of our readers realize how much joy they could create by making it a point to re-mail used copies to the boys and girls in the services, to friends abroad or at home, to an unknown or perhaps forgotten invalid in a hospital or sanitarium, to some unfortunate soul in a penitentiary as a mindful gesture of goodwill. It only takes a one-cent stamp to re-mail. Let your slogan be: "Never discard a healthy Catholic magazine!" Become a re-mailer and put it to work. That is Catholic Action.

★ In our May issue we will have an interesting article on Jocism (J.O.C.): What it is and how it works. Watch for it.

:: Seasonal Thoughts ::

On Faith . . .

There is no doubt about it. The mystery of the Resurrection is the foundation of our faith. In fact, the apostle St. Paul never tired of affirming that unless Christ has risen from the grave our faith would be in vain.

Now for us to believe in the Resurrection two things must be true: that Christ really died and that He later rose from the grave. Men have long sought to explain these two realities so vividly described in the Gospels. Some, not being able to deny the facts, believed. When Longinus, the Roman centurion, touched the heart of Jesus on Mt. Calvary with his soldier's lance he cried out: "Indeed this was the Son of God". Likewise St. Thomas, the doubting Apostle, after placing his finger into the wound in the side of Jesus, exclaimed: "My Lord and My God." Longinus is a witness to Christ's death wound; St. Thomas to the reality of the marvelous healing. Within these two hearts faith removed all doubt.

Faith is indeed the evidence of things that appear not. Where reason ends in bewilderment, Faith bows its head in submission. Yet the task of our faith is not difficult in the face of the Cross and the Resurrection. While some realities are plainly visible, reason often fails to see the hidden truths. Faith alone it is that, fixing its eyes upon a Corpse, sees in it the proof of the divinity of Jesus Christ and of the Love of God for man.

★ ★ ★

On Kindness . . .

I remember reading a true incident in the lives of a priest and a small blind boy. Even from his birth the boy had never been able to see. Then, one day, the priest asked the boy about his impressions of the objects around him. He asked him also: "Son, what impression have you of men?" And immediately a radiant smile lit up the little fellow's face as he answered: "Father, I have but one impression of people. I think that everyone is most kind."

What a wonderful thing it would be to go through life with the conviction that "everyone is most kind". Perhaps this was one of the compensations which the blind boy had received for the loss of his sight; yet at one time you and I thought the same as the boy. To us, in our youthful inexperience, all men were kind. For each and every one of us it has been one of the cruellest of life's experiences to find even amongst our nearest and dearest some who are not "most kind".

Our Lord knew and experienced not only the loyalty and love of His Mother and Disciples, but also the unkindness of men. He who was Kindness and Love Itself beheld the antithesis to Himself in those He came to help. The experience was not such to make Him turn away from them and cease to love them; rather He even seemed to love them all the more for He gave Himself entirely into their hands. And if there was unkindness at the foot of the Cross, loyalty and love were also there.

Men are admired because of learning, eloquence, wealth, skill, and beauty; but for these things human beings are not loved. It is the kind heart that wins affection. Great gifts, be they of talent or goods, really separate man from man. Kindness draws them together. This is the quality that makes life with our fellow man agreeable.

Certain gifts, virtues and talents are not within the reach of all. Kindness is unlike these. It is within every man's power to acquire kindness. But it is not therefore easy to have . It presupposes the possession of other Christian virtues—for who can be truly kind who is not first of all unselfish, mortified, and generous!

Home wherein God reigns is a Sanctuary

● **Family Life Must Mirror God's Presence**

By THE REV. JOHN A. O'BRIEN, Ph.D., LL.D.
The University of Notre Dame

God in the Home! Linked together in this great theme are the two realities of supreme importance in the life of man. God is supreme in the spiritual domain, while the home is preeminent among the institutions bulwarking civilization and administering to the welfare of society. God is the Alpha and the Omega, the Beginning and the End of all things. From His creative hand we have all issued, and to His all-embracing arms we are all destined to return. He is the Omnipotent Creator who flung a million worlds out into the vastness of cosmic space and holds them in their appointed orbits by the network of mighty laws which serve as executors of the Divine Will.

He is the Supreme Mind who thought out the secrets of life and flung them in myriad forms upon the ever-changing canvas of earth and sea and sky. His music is the melody of the celestial spheres. His mathematics is the orbit of the stars, His chemistry is the rainbow of the skies, His geology is the strata of the rocks, which He has folded up as the pages of a mighty book for the scientists of later ages to read and ponder on. He is the meaning of the universe and the hope of humanity.

God created man a little lower than the angels and set him over the works of His hands. He endowed man with the mystery of intelligence, with the miracle of free will, and with the marvel of a heart capable of love. Upon the soul of man the Almighty imprinted His own divine image, thus making man the lord of the earth and the heir to Heaven. Because of that divine imprint, man is a being of unique dignity and of transcendent worth. He will outweigh on the scales of values all the galaxies of celestial bodies that shine in the Milky Way. The like of him, puny and mortal in body, but strong and deathless in spirit, is not found under the rays of any sun.

Man has it within his power of growing more and more into the likeness of His Maker. Likewise does he have the awful power of turning from God, of blurring the divine image in his nature, and of walking in the footsteps of the beasts of the field. Herein lies the drama of the human soul—a drama that may end in tragedy. The more man turns to God, and strives to know Him, to love Him and to serve Him, the more God-like does he become.

"This Is Eternal Life"

To know God, observed Dante, is to learn how to make our lives eternal. So likewise declared the beloved disciple, St. John, who was privileged to rest his head upon the Master's bosom: "This is eternal life: That they may know Thee, the only true God, and Jesus Christ, whom Thou hast sent."

In knowing, serving, and loving God with one's whole heart and mind and soul, man displays the highest wisdom and finds his greatest happiness. He fulfills the first and the greatest Commandment, in which the rest are all contained. Thus does he become each day more God-like. Thus does he advance toward the realization of the ultimate destiny wherein he shall see God not through a glass darkly, but face to face. In that beatific vision he shall experience the ecstasy of divine love and find the fulfillment of all his eager, restless gropings for knowledge and life and love.

Man will travel a long distance along the path that leads to that glorious destiny if he keeps God in the home. If his home conforms to the specifications of the Divine Architect of human society, it will be a sanctuary wherein, amidst all the trials and vicissitudes of family life, the Most High always dwells. Such a home will be a cradle of virtue, a nursery of holiness, a school for honest living, a bulwark of society, a house of God and a gateway to Heaven.

Accordingly we shall consider the home in which God reigns in the light of the divine specifications for its foundation and development, in the light of the dangers which threaten it, as a school for the training of children in their duties to God and man, as a bulwark of society and as the source of man's deepest joy in this life and as a means of achieving joy eternal.

Ancient Easter Customs in Switzerland

• **But Easter Frolics are Out**

Marie Widmer

Throughout the Christian world Easter, the anniversary of the Divine Resurrection, and the season of Nature's awakening, is the Festival of Festivals. Its promise of redemption and a new life has guided mankind for over 1900 years and is now a spiritual force which upholds war-torn nations in their fierce struggle for peace and liberty on earth.

Easter has always been a particularly happy season in Switzerland, the world's acknowledged scenic "Paradise on Earth." Landlocked and surrounded by belligerent nations the little land, thanks to God and its efficient Army (now partly demobilized), has so far escaped the physical ravages of warfare. The Swiss are deeply grateful for this grace from Heaven. They consider their gigantic International Red Cross activities in behalf of prisoners of war of all nations, also many other charitable deeds for the benefit of war sufferers, a privilege—a repetition, but on a much more titanic scale, of what they did in the first World War.

War has brought restrictions, rationing, and privations to the now 650-year-old Swiss democracy, but life goes on in utmost simplicity and in utmost confidence. In normal times the Swiss people have a pronounced weakness for festivals, and even in these days of stress the observance of ancient traditions, as far as conditions will permit, are sacred to them.

Thus, the momentous biblical events that took place between Palm Sunday and the early morning of Easter are portrayed in various Roman Catholic parts of the country. In the lake of Lucerne region the Entry of Jesus into Jerusalem on Palm Sunday is reverently depicted. Gaily trimmed "Palm Trees," fashioned of the most perfect branches of holly which the boys of that region have been able to find in the forests, are carried by them to church on Palm Sunday. After the parish priest has blessed the palms the palm carriers and congregation walk in procession around the church.

On Maundy Thursday the humble rite of the washing of the feet is still performed in some localities. Here, too, a wooden replica of the Holy Sepulchre is mounted in the Church Choir and on Good Friday the worshippers, clad in deep mourning, pay their respects at this improvised shrine.

The dramatic events of the night before Good Friday and the eventful episodes of Good Friday itself have through many centuries and up to the present day been portrayed in different parts of Roman Catholic Switzerland by means of large processions. Among these the processions in the quaint little town of Mendrisio near Lugano have above all retained the elements of the mystery plays which the members of the clergy presented to their congregations in the Middle Ages.

Good Friday in Switzerland is the holiest day of the entire year with Catholic and Protestant alike. It is the one day on which everybody attends Divine services.

An important ritual in Roman Catholic regions is the blessing of the fire on Holy Saturday. This ceremony is observed in an especially vivid manner at Carona and in other parts of the Italian speaking canton of Ticino. Since a big pile of ashes is needed, the bonfire, which is near the church entrance, has to be of generous size. After the fire has died down the boys of the village collect the ashes and distribute them among the householders.

At present eggs are severely rationed in Switzerland, but in normal times Easter eggs are a familiar accompaniment of that season. At Zurich, for instance, boys and girls then meet at favorite spots, such as the Rathaus Bridge, the Fischmarkt and the arcades along the venerable guild houses. All have an abundant supply of white or colored Easter eggs and presently competitions will decide who owns the strongest eggs. Experienced youngsters pick out hard-boiled eggs with a strong shell and a good tip. When opponents "tip" eggs they are careful to protect their respective egg as much as possible with their right hand to avoid cracking the shell. As soon as an egg has both tips damaged it becomes the property of the contestant owning the stronger egg. Easter Monday, when there is no rationing, brings contests in the gathering up of a certain number of eggs on a given distance.

While Easter and blossomtime arrive together in Switzerland, up in the highlands the season of Spring Ski-ing is then at its best. But even skiers enjoy Easter Egg Frolics. For instance at Villars, in the Vaudois Alps, and only in normal times, of course, contestants assemble early in the morning on the Chamossaire,

(Continued on page 34.)

Very Rev. Fr. Th. Laboure, O.M.I.

1883 - R.I.P. - 1944

Oblate Fathers and Brothers all over the world were deeply grieved on March 6, when word was received by radio and telegraph of the death of their Superior General, Very Rev. Father Theodore Labouré, O.M.I., on February 28, 1944, in Europe. As yet very little information has arrived here in Canada, but his death had not been entirely unexpected. For several years news from the General Administration had kept us informed of his oft-recurring illnesses, and lately a brief bulletin, though encouraging in tone, told a story of continued patient suffering and physical difficulties.

Very Rev. Father Labouré, who for twelve years had been the Superior General of the Congregation of the Oblates of Mary Immaculate, was born at Montsurs (Laval), France, on May 19, 1883. At the age of eighteen, he made his first Oblation on Sept. 8, 1901, at Angers. Three years later, on Aug. 15, he made his Perpetual Oblation at Rome. It was here, on April 14, 1906, in the Eternal City, that he also had the wonderful privilege of being ordained to the Priesthood.

After his graduation from the Gregorian University in Rome, Father Labouré was sent to the United States, to work in the Oblate Province of Texas. His first task was that of Professor at De Mazenod Scholasticate. However, because of ill-health, a more active out-door life was recommended. He served for a time as a missionary among the Mexicans of Del Rio and later was named pastor of the old cathedral parish of New Orleans. In 1926 he was named Provincial of that same Province. It was, however, on Sept. 8, 1932, that God entrusted to him a larger field, the care and government of the world-wide Oblate Congregation.



Very Rev. Fr. Theo. Laboure, O.M.I.

Though his term of office was comparatively short, yet it was far from being uneventful. At the time when he assumed his new task, the world was still in the midst of the great economic depression. A few years later came the Spanish Revolution, followed closely by the outbreak of the present war. Because his Oblates were stationed in all parts of the world, Very Rev. Father General was never free from worries, whether political, economical, or spiritual. Added to these was his own sickness which often interfered with his personal activities.

In the passing of Very Rev. Father Theodore Labouré, not only the Oblates, but the world at large has suffered a great loss. Under his direction, many new fields in the foreign missions have been opened. Even within the past few years he has sent the Oblates into South America, Haiti, the Philippines, and to Indo-China, in ever-increasing numbers.

And everywhere, his personal virtues, kindliness of heart and fine community spirit have won for him the respect and affection of all. His memory will long endure with all those who have learned to know him.

There are many here who will recall his visit, made shortly after his election in 1932, to the various Oblate parishes and institutions in all parts of Canada. Many there are who will remember with kindly feeling his visit at our Scholasticate and Juniorate at Battleford, as well as at the Provincial House in Regina.

May we, the Oblate Fathers, Associates, and readers, therefore unite our prayers for the repose of Father Labouré's soul. May God grant him peace; and may Mary, the Mother of Oblates, lead him to eternal rest in Heaven.



Betty Decides

By ROSA ZAGNONI MARINONI

NOW listen here, Betty, you're a kill-joy, that's what you are!" chided Dora, shaking the ashes from her cigarette into her empty cup. "You just make me sick with all these silly scruples! Opportunity is knocking so hard a deaf man could hear it, and you won't open the door."

"I told you I'd go any other time, but not on week-ends," whispered Betty from across the lunch counter.

"But week-ends are the only time you have off from work," insisted Dora. "To miss church one Sunday won't kill you! You needn't tell your mother there's no church where we're going. You'd not have known it, if I had not been fool enough to tell you!"

"I would have found out. Honest, Dora, I just can't go. It's not a matter of Mamma finding out. It's just me. I never missed going to Mass since father died; you know I promised him—"

"Let's not go into that!" interrupted Dora. "I'd like to have a penny for every time I've missed church; and I'm still alive and kicking!" Dora pushed her dish away, took out a vanity case from her purse and proceeded to powder her nose, regarding her pert face with satisfaction.

Betty turned to a customer, served him a cup of coffee and went back to stand before Dora. "You had better count me out," she said evenly.

"Listen, if you do me this way," said Dora, slanting forward, "I'll get Mike a blind date! Honest. And I'll see to it that it won't be a dead one!"

"Are you certain that Mike is going?" asked Betty.

"Sure he is! He thinks you are coming along and I'll not be fool enough to tell him differently. We're short of cars and he's going to furnish one. When he comes to my house in the morning, he'll be sorry that you are not there, but he won't back out when he sees I went to the trouble of getting him a date. And when he's ten miles out—he'll be glad he came!"

Dora knew how to stir Betty to uneasiness about Mike. She knew Betty loved the big, smiling, Irish boy. Betty did not cherish the idea of Dora furnishing a blind date for her boy friend. Several customers sat at the counter. Betty hurriedly whispered to her friend, "If I decide to go, I'll telephone you tonight."

"We're keeping the beauty parlor open until eight; let me know before that time, so I can get Mike that date. And don't think you can reach him to let him know you're not going, because he's out at his aunt's tonight, and she has no telephone. Good-bye dearie!" With a flippant look over her shoulder Dora was gone.

★

DAZEDLY, Betty waited on the customers. She wished she could have reached Mike, at least to let him know she was not going, but she did not know his aunt's address. "It's mean of Dora to corner me like this," thought Betty with chagrin. "Why didn't she plan the weekend in some resort where there is a church?" Of course, Dora did not belong to any special church and for her to "miss church" did not mean what it meant to Betty; that is why she could not understand. But Betty knew Mike would.

That afternoon Mrs. Brinson, the lunch room proprietoress, reprimanded Betty: "Pay attention to what you are doing! You go around like one in a trance! Didn't you get any sleep last night?"

Betty tried to think of her work, but her mind was in a turmoil. The idea of having Mike go on the house party with a blind date Dora would have picked out to spite her, sent Betty's thoughts rambling.

It was during the six o'clock rush that Betty dropped a whole tray of glasses. The girl rushed out of the lunch room and into the kitchen, Mrs. Brinson close in her wake, dropped onto a chair and sobbed hysterically.

Mrs. Brinson, on the verge of giving Betty a severe tongue-lashing, was moved by the girl's desperation. "You must be sick," she said kindly. "You had better go home."

"Thank you, Mrs. Brinson," said Betty gratefully. Then, as she took her hat from the

hanger, she whispered: "Just take the price of the glasses out of my pay. I'm sorry—"

"No need of that," said Mrs. Brinson, kindly patting the girl's slim shoulders. "Accidents will happen. Hope you feel better Monday. You need a rest."

"Thank you, Mrs. Brinson," and Betty went out of the lunch room, her feet rippling under her.

In the street, she glanced at her wrist watch. It was six-thirty; she had to make up her mind by eight o'clock. Betty did not wish to take the bus for home. If she decided to telephone Dora she had better stay in town and take time to decide. She walked to a drug store, ordered a soda, and sat facing the street, her eyes blurred, not seeing. "If I go on the house party, now that I actually know for certain that there is no church there, I will commit a mortal sin," thought Betty. "Besides, I've had plenty of time to make up my mind about this. Then too, there's my promise to Dad." Betty could see herself kneeling at her father's bedside.

The poor man, worried to leave his daughter unprotected in a world of temptations, had left her as his sole inheritance the treasure of his faith, anchored to the promise: "Betty, promise me that you will never neglect attending the Holy Sacrifice of the Mass, unless you have a very good reason, like being sick, or something as serious. I want you to be near God, for then I'll know you'll never go wrong. You'll follow His commandments, you'll be a good girl, and He will take care of you." The girl had promised, and the dying man had whispered: "I trust you." Those words rang now in the girl's ears.

"I am not going!" said Betty, almost aloud.

"Hello there, what are you doing?" came a girl's voice at her shoulder. Betty turned. Letha Spencer stood beside her, garbed in a new green frock, her hair marcelled, long lashes lowered in that flirting look which repulsed Betty. Why had Letha come in now of all times!

"I'm just sitting," said Betty, not wanting to enter into a conversation.

"Say, are you going to Dora's house party in the morning?" asked Letha, leaning on the table, sending a waft of lilac perfume to stab at Betty's nostrils.

"I might go."

"I might go too," informed Letha. "I just dropped in at Dora's beauty shop and she told me to hang around until eight and that she'd let me know if she'd have a place in the cars for me. She said she'd get a swell date for me, a hot one!" and Letha laughed, her high pitched cackle. "I'm looking forward to seeing him."

Betty tried to speak. Words choked in her throat. "What's the matter with you, — sick? You look all in!" said Letha.

Betty nodded. "Yes, I am, it was too hot today — I left work early."

"Too bad," let fall Letha, indifferently. "Hope you can make it tomorrow. I got to run along now. So long." And she was gone.

Betty felt her eyes stinging, her hand trembling. It was horrid of Dora to pick out Letha for Mike's date. Horrid, and spiteful!

"She can't spite me!" thought Betty. "I'll show that cat, I'm not a mouse! I'm going!" She rose to her feet. "I'm going!" echoed her thoughts. "I'll telephone Dora right now, — I'll spite that cat!" Her limbs felt weak, her knees trembled. Betty sat again in her chair, staring dazedly into the street.

★

THAT was when she saw him.

A blind man was walking across the street, led by a little dog. The blind man walked secure, his right hand holding the leash. The little dog led the way to the safety of the side-walk, then rose on its hind legs and placed its front paws on the blind man's knees. The man patted the dog's head, took out a tin cup from his coat pocket, then holding it out before him, started walking down the side-walk. The little dog led him pace by pace, carefully.

Betty watched the blind man and the dog, fascinated. At the middle of the block the man paused momentarily. The little dog turned and again went slowly as far as the corner. Betty read the sign hanging on the man's chest. "Help the Blind." A man dropped a coin in the cup. The blind man said something, smiled, and kept walking, then paused in front of the drug store. The little dog stopped and sat trimly beside his master, head high, watching his face as if waiting for a command. The man stood very still, his left hand holding the cup, his right hand once in a while reaching down as if to

(Continued on page 37.)

"Let it be loudly proclaimed and well understood and recognized by all, that Catholics, no matter what their nationality, in agitating for Caholic schools for their children, are not mixing in party politics, but are engaged in a religious enterprise demanded by conscience. They do not intend to separate their children either from the body of the nation or its spirit, but to educate them in a perfect manner, most conducive to the prosperity of the nation. Indeed a good Catholic, precisely because of his Catholic principles, makes the better citizen, attached to his country, and loyally submissive to constituted civil authority in every legitimate form of government."

—Pius XI on "The Christian Education of Youth."

The Mystical Body of Christ

By Rev. Father Joseph Schneider, O.M.I.



It is quite a modern doctrine in its practical value and consequences. Hidden in the Holy Scriptures, it more and more emerged to the surface owing to the anti-social insults of our age by selfish individualism. For isn't this individualism, egotism stark and pure: "Let everyone take care of himself. As long as YOU are well, nothing else matters. As long as YOU have to eat and drink, don't worry about the fate of others." This disastrous view and way of life is effectively counteracted by the doctrine of Christ's Mystical Body. The Catholic Church, in a Circular Letter by His Holiness Pope Pius XII, has recently once more drawn public attention upon it.

The doctrine is the logical result of the Incarnation. The moment the Son of God adopted our nature, He entered into a living relationship with the whole race. For, according to the divine plan of creation, mankind is not a lifeless compound like a lump of sand, the grains of which are loosely clinging together. Were it like a conglomeration of sand, there would be no serious interrelations between men. No repercussions from the fate of one upon the whole mass of human beings. Mankind was rather designed and created by God as a living body, of which everyone of us is an organic cell; so that the woe and weal of the one deeply affects the woe and weal of the others. Hence, when the Second Person in the Trinity assumed human nature, He became automatically related to us and virtually entered into a living relationship with each one of us; an inseparable fellowship of love and life, of goods and interests so much so that He Himself called the Incarnation His marriage feast. By it he enabled every soul in the world's history to enter and to enjoy with Him a living union by evergrowing grace and love. The Lord Himself elucidates this fact in the simile of the vine and the branches. So intimately are these intertwined that in both of them pulsates the same life and the same sap; that the joy or sorrow of the one is to the same extent shared by the other.

The acceptance of this relationship caused a wonderful exchange to take place between Christ and the whole of mankind. Let us illustrate it by the Offertory of the Mass. Water is added to the wine and what happens? Each of the two elements communicates its specific qualities to the other. The wine absorbs the water and at the same time transfers upon it its own glorious color, its royal perfume, its refreshing taste and strength. Precisely the same thing occurred at the Incarnation. Isaias, the prophet, likens the nations to a drop of water running down the side of a bucket. By taking to Him their common nature the Son of God became ONE with them, excepting their misery and their capacity to suffer and to die. With their sins He took over their guilt and the curse thereof; their indebtedness to the divine justice; their duty of atonement and satisfaction. And what did He give?

He gave Himself as our divine Head. From Him we receive our supernatural life; all our heavenly impulses; all divine ideas and directions. From Him, the Divine Head, flows down upon us, His members, His supernatural holiness, His amiability, His innocence, His fulness of grace and truth, so that the Father sees Him in us and us in Him, and so that He may also say of everyone of us in the state of sanctifying grace: "Behold my beloved son with whom I am well pleased." Jesus gave us also His Father as our Father; His mother as our mother; His sweet Holy Spirit as Soul in the organism of His Mystical Body, as seal and sanction of our union with Him. Truly a wondrous exchange, a magnificent transaction!

He gave us oneness with Him in prayer, suffering and death. It means that in His mortal life, we were pouring out our souls with Him on the mountain tops; that we were suffering with Him in His bloody agony; that we died with Him on the cross. His adoration was ours; His pains were ours; His death was ours. It means that even today we are never alone and isolated at our prayers; that whenever in the state of grace, we pray in Him and with Him and that our pleadings are forever well pleasing in the sight of God. It means also that all our trials and tribulations are highly meritorious and of redemptive value for our brethren in the world. Further, it means that our death must be looked at in the transfiguring glow of His expiation on Calvary.

Christ becoming man gave us also His royal and priestly dignity, His work, His hardships, His love, His sweat and His blood. He imparted to us a strict right to the forgiveness of our sins. He shared with us His precious privileges: the resurrection from the dead and the sitting with Him in infinite glory at the right hand of God

the Father. All these gifts he showered through the Incarnation upon our race at large, whilst in Baptism He puts every individual into actual possession thereof. All this is implied in the mystery of the Mystical Body. It is truly a glorious doctrine; a magnificent donation of the Redeemer God to the fallen race. So great indeed that many theologians say heaven would have revealed and executed it even if Adam had not sinned. The world would then have received the Godman only as glorious Head here and beyond but not as the Ecce Homo laden with our sins and steeped in blood and sorrow. The Mystical Body was from all eternity God's idea of predilection, the acme of all His loving designs on mankind, the peak of His self-revelation to the world.

ITS BEARING UPON MAN'S DAILY LIFE

The doctrine teems with far-reaching consequences in every direction. Don't we see in its light Man's true greatness and dignity? Our own? That of children? Of beggars and tramps? Of working men? Of the members of all nations? Each one of them, however lowly and ignorant, Christ considers as belonging to His household. "Behold me and my children whom God has given me". He applies to them what Adam said of his wife: "Flesh of MY flesh and blood of MINE". With the loving care which WE have for our own limbs, He exclaims with regard to them: "What you have done to the least of my brethren, you have done to ME".

Let us therefore, from now on, see all little ones in the lustre of the Lord's Mystical Body. Be they poor or rich, bright in learning or dull, they belong to HIM. I wonder how Sr. Vauzous felt when, at last, she had to admit S. Bernadette's grace and election. In school, the girl had given constant cause for complaint. "Are you lazy or are you dumb?" she once was asked by her teacher. The answer was: "I am dumb". And she was treated accordingly. Yet the heart of this poorly gifted child was the repository of heaven's choicest gifts. The story repeats itself more or less with every other child who is ignored, neglected or mistreated on earth, in our homes and schools.

And the tramp begging for a meal at our house door? He may be a saint; as Benedict Labre was when touring all Italy and asking for deeds of mercy. People admired in him his holiness despite his dirty rags. What a shame if they had slammed the door into such a man's face! But even if he had not been a saint, he was, at any rate, a member of Christ's Mystical Body!

Take the workers in our industrial work shops! They are, too often, looked upon as mere commodities. Their work is appraised as any kind of merchandise. Countless ills are the result of such a cheap view and attitude. What a change would come to the toiling masses and their families once the working man were taken not only as a moral personality but as a living member of Christ, swimming like a goldfish in the love and halo of the Godman!

And to speak of national and international events: in what pangs don't we see, at present, countless millions of our fellowmen the world over! Debased into mere cogs in the soulless mechanism of the omnipotent state machine. Despoiled of all freedom and dignity. Degraded into gun fodder. Crushed as war victims by horrible sufferings and inhuman cruelties. Woe to those responsible for the perpetration of such crimes, when Christ takes them to account on His own solemn words: "What you have done to the least of my brethren you have done to ME."

To come back to ourselves, let us fight sin in all its forms. For sin is a denial and severance of our intimate ties with Christ. It's a desecration of our priestly and kingly dignity.

To top it all, let us do all in our power to become in the Lord's Mystical Body, cells teeming with the life and vigor of the Divine Head! It would be nothing less than the beginning of a new world.

ANCIENT EASTER CUSTOMS

(Continued from page 29.)

6,949 feet high, then take off for a downhill race which is packed with curves and thrills. At intervals, mostly after a breathtaking turn, a red flag has been planted in the snow, marking the location of a small basket containing one hard-boiled egg.

During his descent a contestant has to grab a total of five eggs, preferably without stopping. At the finish the eggs are carefully examined, a cracked one bringing a penalty of 10 seconds and a totally crushed one a loss of 30 seconds. If he misses an egg he is disqualified in the race.

After passing the examination at the finish a contestant may eat one of the eggs. The remaining four eggs will be included in a festive salad served at Bretaye above Villars to the organizers and competitors of this rather unusual event .

The custom of distributing "Easter bread" is a distinctive feature of the tiny village of Saviese above Sion, in the Valais. In this primitive mountain realm where the peasants eat dark bread all the year round, even in peace-time, an ancient tradition provides that every man, woman, and child receive a generous slice of white bread on Easter Sunday. The simple gift is highly appreciated and enjoyed by the recipients who, if they happen to be adults, are in addition treated to a glass of home-grown wine. Since white bread is now tabu in Switzerland for the duration of the war, this "Easter bread" custom must necessarily also suffer an interruption.

PROPHECY OF PEACE

R. J. Miller—

Here is the story of the outstanding supernatural apparition of the 20th century. Note especially that it is predicted that Russia will be converted as the great means of peace.



(Continued from the last issue.)

Promptly at noon, the rain stopped, the clouds began to melt away, and the sun was soon shining in a cloudless sky. The Lady appeared to the children for the last time. They asked her for the cure of certain sick people. She replied: "Some will be cured; others, no. It is necessary that they amend and ask pardon of God for their sins." And assuming an expression of great sadness, she went on: "Tell them not to keep on offending Almighty God, Who is so much offended already."

The children remembered her promise to tell them who she was during the October apparition; and now she did so.

"I am the Lady of the Rosary," she said. "Do not fail to recite my rosary frequently and fervently. And do me the kindness of having a chapel built at this place in my honour."

As she concluded, she extended her hands and began to ascend towards the sky. But from the Lady's hands as she extended them there leaped brilliant shafts of light straight towards the noonday sun, dimming and overshadowing its splendor; and as she ascended, they continued to be turned upon the sun, as though to keep it in the background during the passage of the glorious Queen of Heaven.

"I am the Lady of the Rosary": now came apparitions which revealed her as Lady of the Joyful and the Sorrowful and the Glorious mysteries. After she had disappeared in the firmament, the children saw her reappear alongside the sun, together with her holy spouse, St. Joseph, who was holding the Infant Jesus on one arm, and blessing the earth with the other hand; this was Our Lady of the Joyful Mysteries. Then appeared our Lord clothed in red, and Our Lady vested as the Mother of Sorrows, clearly indicating the Sorrowful Mysteries. Finally, Our Lady alone in the festive vesture of Our Lady of Carmel, representing the Glorious Mysteries.

The crowd had seen nothing of all this, but as well as possible had followed the actions of the children. Now, however, came the great miracle or sign promised by the Blessed Virgin as proof of the reality of the apparitions.

An onlooker would have seen the crowd of sixty thousand suddenly, as one single person, gaze upwards towards the sky, and would have heard them cry out in terror: "The sun! The sun! The sun is moving!"

For the sun had undergone a strange and terrifying change. With its center like a disc of dull silver, its rim had turned into a fiery wheel and with dazzling speed. And from the rim mighty flames and flashes of light leaped to the very ends of the firmament, and seemed about to consume the earth. The startled, frightened shouts of the crowd turned into cries and screams of despair; many thought the end of the world had come. But then the cries faded away, for the people saw descending and resting over them something like a lovely shield of light, made up of all colors of the rainbow, woven as it were into a magic tapestry. And directly over the spot where Our Lady had appeared, there was a column of smoke some ten or twenty feet above the earth.

These miracles of whirling sun, rainbow shelter, and column of smoke were repeated three times in the sight of the sixty thousand; the entire experience lasted about ten minutes. Pictures taken during the time show the sun as a disc with a dark center and bright edges, as in an eclipse.

Needless to say the reports of the sixty thousand filled Portugal with their insistence, and the ecclesiastical authorities were practically forced to undertake an official investigation of the apparitions. Still they hesitated; and it was only five years later, May 15, 1922, that the Bishop of Leiria, where Fatima is located, officially inaugurated the investigation.

Eight full years were devoted to the work; and finally on October 13, 1930, the Bishop issued a statement declaring: "We judge it well: 1) to declare worthy of credence the visions which the little shepherds had on the 'Cova da Iria' on the 13th day of the months from May to October in the year 1917; 2) to authorize officially the cult of Our Lady of Fatima."

Meanwhile the faithful had been flocking to Fatima year by year, especially on the anniversaries of the apparitions. On May 13, 1931, was held the first official national pilgrimage; an immense throng of three hundred thousand pilgrims took part.

In 1936, when the red revolution broke out in Spain, there was danger it would spread to Portugal. The Bishops of Portugal, aware of the danger, ordered prayers to Our Lady of Fatima and made a vow that they would go in pilgrimage to her shrine if she delivered their country from the peril.

Their prayers were heard, and they kept their vow. On May 13, 1938, the Bishops of Portugal at the head of more than a half million persons paid their debt of gratitude at the shrine of Our Lady of Fatima.

Finally the year 1942 was celebrated as the silver jubilee year of the apparitions. The closing ceremonies of the jubilee were held on October 31, when Pius XII delivered a radio address in Portuguese, and concluded by consecrating Portugal to the Immaculate Heart of Mary. On December 8, he repeated the Act, consecrating the whole world, and especially Russia, to the Immaculate Heart of Mary,—as she herself had desired and predicted he would do.

And may she hasten the day of the verification of her other predictions, as Pius XII no doubt hoped in his own heart in making these Acts of Consecration,—namely, her prediction that she would appear at Fatima for a seventh time, that Russia would be converted, and the world would have peace,—in short, the complete triumph of her Immaculate Heart.

A Saint is one who has the correct sense of values and is willing to pay the price God asks.

Do you know that . . .

In a discourse delivered in Lock Haven, Pa., Msgr. Edward J. Flanagan, founder of Boys Town, Nebraska, denounced those American parents, including mothers, who abandon their homes in order to enjoy the high wages being offered by war industries. Msgr. Flanagan said that America is not only the arsenal of Democracy but that it is also producing the largest number of criminals in the world.

●

Archbishop Joseph Schrembs, of Cleveland, Ohio, in the first interview he has granted since his illness of a year and a half, insists upon the inclusion of a representative of the Pope at the forthcoming peace conference in order to make the peace conference a success. The following is an excerpt:

"Christ should be represented at the peace table through His Vicar on earth, the Pope. He could give more to the peace ideal, more stability to the conference, than all the rest put together.

"Now the question is asked, 'Will the Pope be invited?' Not personally, of course, for he would not be able to attend, but through his delegate.

"Answering the question, the Archibshop said: 'They probably will never think of the Pope. He is the one man in all the world who can assure just and stable treaties, who can impart the essential spirit of peace to those at the conferences. He has no personal interest. His interest alone is the peace of the entire world. He was left out the last time. And what did we get? Another war. They don't want God at the peace table'."

●

If you think that the titles of some of our books published nowadays are too elaborate, cast a glance at the following actual titles of books published in England during the 17th century, in the time of Oliver Cromwell:

"A Shot Aimed At the Devil's Hind-Quarters Through the Tube of the Cannon of the Covenant."

"Eggs of Charity, Layed by the Chickens of the Covenant, and boiled with the Water of Divine Love. Take Ye and Eat."

"High-Heeled Shoes for Dwarfs in Holiness."

"Seven Sobs of a Sorrowful Soul for Sin; or the 7 Penitential Psalms of the Princely Prophet David; whereunto are also added Wm. Humius' Handful of Honeysuckles and Divers Godly and Pithy Ditties, now newly augmented."

"The Spiritual Mustard Pot, to Make the Soul Sneeze with Devotion."

"Tobacco Battered, and the Pipes Shattered About Their Ears That Idly Idolize so Loathsome a Vanity, by a Volley of Holy Shot Thundered from Mt. Helicon — A poem against the use of Tobacco by Joshua Sylvester."

BETTY DECIDES

(Continued from page 32.)

make certain his little friend was still there. When he did so, the little dog rose on his hind paws and let his master pat him, ears held back, eyes squinting with devotion.

"Wouldn't it be dreadful if something happened to that little dog," thought Betty. She rummaged in her purse, took out a coin, walked out of the drug store and dropped it into the cup.

"Thank you!" smiled the blind man.

The girl patted the little dog's head. "Your little dog certainly loves you," she said.

"He does," whispered the man tenderly, his right hand fumbling to pat the dog's head.

"It would certainly be dreadful if something happened to him, if he ran away or something!" said Betty, speaking her thoughts aloud.

"My dog would not run away," smiled the man with assurance. "He loves me and I trust him."

Betty turned away, and started walking dazedly down the street.

Trust him! Her father had said: "I trust you!"

That blind man trusted his dog. That little dog loved his master and would not desert his trust. If the little dog had suddenly deserted the blind man in the traffic, the blind man would have been run over. Traffic was dangerous, like temptation. Dora was like a car rushing at her—Letha was another—even her jealousy for Mike was another.

★

IF she deserted her soul, she would leave it helpless in the traffic of temptation—breaking her promise would be but the beginning of her desertion. It would be very easy after that to keep on deserting. One thing led to another. Betty felt herself bound to her promise as that little dog was to the blind man.

"I too can be trusted!" came the cry from Betty's heart. "I'm going home, away from telephones! I don't care about spiting Dora. Let Letha do as she will. Let Mike go to the house party. I am not going to desert my soul! I can be trusted! I'm going to church tomorrow!" Head high, Betty lifted her hand in signal to a passing bus, she dropped a nickle in the slot and climbed to the upper deck. She wanted air, much of it, to whip her face. She wanted to feel clean from the tempting thoughts that had entered her mind. The bus jerked forward. Betty stumbled.

"Look out, Betty!" Some one had taken her arm. She swayed into a seat.

"Mike!" And she spoke his name more with her heart than her lips.

"Say, I'm a lucky man to find you here!" he smiled in her face. "I was just going to your house."

"I thought you were at your aunt's house in Jersey," stammered Betty.

"Yes, I went there and came right back—had to let you know I can't go tomorrow."

"You can't go—why?"

"Oh, I don't know. I just thought that since you were not going, there was no use of my making the trip."

"How did you know that I had decided not to go?"

"A little bird told me!" said big Mike, slipping his arm about Betty.

"Come on, Mike, tell the truth. Who told you?"

"Nobody told me, pretty face!" he laughed. "I'm smart, that's what I am. I just put two and two together and thought I'd come down to your home and see if I was right. And I am right! That's all I wanted to know!"

"But how did you know, tell me?" She took his hands, smiling up into his eyes.

Mike's mouth twisted, his nose curled, his clear eyes squinted amusedly. "My aunt happened to tell me there was no church where we were to go. And since I remember a certain promise a lady made to her father, I knew that if she had found out she could not go to Mass, she'd not go. And if she had not found out, I was going to tell her, and I knew she would not want to go. You see, I'm quite shrewd as I always boasted."

"Oh, Mike, you — you are wonderful!" said Betty, her eyes looking tenderly into big Mike's smiling face.

"Stop looking at me like that, you siren!" laughed Mike. Then soberly, "Can I have that date tonight? We can go to the show or anything."

"Let's just sit in the parlor."

"All right, we'll sit. But say, I don't want you to cook my supper, like you did last Saturday. We'll get off at the delicatessen and get ourselves a lot of stuff, and tomorrow, I'll get the car and we'll go on a little picnic after church. What do you say?"

"Grand, Mike, just grand! Only — I don't like the delicatessen idea."

"What? Jealous of the delicatessen?"

"No, but it looks as if you didn't think I could cook!"

"You can't cook? Say, listen, I love your cooking! Simply love it! You're the best cook on earth! That Irish stew you handed me last Saturday kept me dreaming!"

"Dreaming? You mean it made you sick."

"No, honey, dreaming about you."

"How, Mike?"

"Oh—I don't know—dreaming all sorts of things. How nice it would be to have stew like that every day when I come home from work."

"Oh, Mike, not every day, you'd get tired of it in no time!"

"Who, me? Tired of your stew? Why, honey, you just try me out! I say: every night for a year, we'll have a stew, every night! And don't stop until I say 'when'."

"Why, Mike, you know I can't cook stew for you every night.

It May Interest You . . . .

Religion in Russia

Enthusiasts in regard to the future of Russia may well ponder the figures issued a few months ago by Rev. Joseph Ledit, S.J., of the Oriental Institute in Rome, who for many years has been regarded as a foremost expert on Russian affairs. In the whole of the U.S.S.R. there is today, says Father Ledit, only one Catholic priest exercising his ministry among native civilians: he is Father Leopold Braun, of Moscow. Of the priests ordained in Russia before the Revolution, between 110 and 150 are still confined to Soviet labor camps or prisons. Seventy Polish priests, deported in 1939, have been released to serve with the Polish forces, and eleven of them are looking after about eleven million civilians in Russia. That is the sum total of the Catholic clergy in Russia.

The $teady ubcriber

From Father John S. Brockmeier's column in "The Western Catholic" comes the following meaningful verses:

How dear to our heart$ i$ the $teady ubcriber,
Who pay$ in advance at the fir$t of each year;
Who end in hi$ money, and doe$ it quite gladly,
And ca$t$ 'round the office a halo of cheer.
He never ay "$top it, I cannot afford it,"
Nor "I'm getting more paper$ now than I read.
In fact we all find it the thing that will help u$,
For it give$ u$ the new$ and idea$ we need."
How welcome hi$ letter whene'er it come$ to u$,
How it make$ our heart$ throb, how it make$ our eye$ dance.
We outwardly thank him, we inwardly ble$$ him;
The $teady ubcriber who pay$ in advance.

I work at Mrs. Brinson's five nights a week!"

"How about changing bosses, honey bunch? What about cooking for me exclusively, Irish stew for life?"

"Oh, Mike — you mean?"

"Yep, I mean just that!"

Betty buried her head on Mike's shoulder, her heart beating like a hammer against her ribs. Mike looked about. Only one old man sat nodding in a front seat of the bus. Mike's strong arms clasped Betty, his lips pressed above her hair.

"Is it, yes, Betty, is it yes?" he whispered. And Betty nodded.

The bus sped to the stop at Betty's home. And as they entered the house Mike was saying, "Tomorrow morning after church we'll go and speak to Father McCartney, and next Sunday we'll come and hear him read our names. And after Mass we'll go on a picnic of our own, and break the news to my aunt in Jersey."

Her eyes twinkling, Betty smiled her approval. Then suddenly remembering her promise to Dora, said, "Mike, maybe I had better telephone Dora, and tell her we're not going — and tell her — that (there was a tinge of mischief in her voice) that we have an important appointment with Father McCartney in the morning!"

"Shucks — what's the use of losing time telephoning to Dora. She'll find out soon enough. We're busy!" laughed Mike, "And right now let's get busy and make some of that stew. I'll help if you'll tell me what to do."

Priority

An elderly man, according to the "Wanderer", was walking along the street when he happened to pass a Salvation Army charity drum with a girl in charge. The man stopped, produced a dime from his pocket, and deposited it in the drum. Then he said to the girl:

"What do you do with this money?"

"We give it to the Lord," was the reply.

"See here," said the man, "how old are you, young lady?"

"Nineteen." Thereupon the man retrieved his dime, and put it back in his pocket.

"Well, you don't have to bother in this case," he said. "I am 87, and I'll probably see the Lord long before you will."

———o———

POSTURES TO AVOID IN CHURCH

The Deck-Chair Slouch: Seated lazily with head way back, legs outstretched, hands in pockets. This was developed by convalescent old men at rest cures. They need to stretch their legs comfortably, lie back and relax. But for you . . . it helps to weaken the spine . . .

The Three-Point Landing: This is a good camouflage for kneeling. Arms are stretched out over the back of the seat ahead; head is resting on arms; knees are on the edge of the kneeler, while the weary careworn man reclines in a half sitting position. This position was invented by city firemen and ambulance drivers who sometimes take off in a hurry. The arms stretched forward amuses the fellow ahead no end. For you no three-point landings.

The Gorilla Droop. The patient reclines in a half sitting position. Arms are almost entwined about the neck. In case sleep is successfully induced the droop turns quickly into the wilt; the weight is distributed between the elbows and knees. Don't be a gorilla. —(Cath. Boy).

The Question Box

Only signed letters will be answered

Is it forbidden by the Church to read books about sex life?

A general question such as this can hardly be answered with a simple yes or no. Considered in itself, the Church does not forbid everyone to read books about sex life. The Catholic Church is often accused, by those who do not know her, of trying to keep her members in ignorance on matters of sex. Actually it would be more truthful to say that no society keeps her members so well informed about sex matters as does the Catholic Church. However, being a well informed society and one that takes human nature into fullest consideration and understanding, she holds that even from a human standpoint there are proper times for this information and reading, and also that there are proper sources of information. The Church knows too that knowledge alone is not the solution to this problem.

Not knowing the age of the questioner, it is difficult to give the information desired. However, to justify such reading, the intention must be upright, the matter treated and the manner in which it is presented must conform to the age of the reader, and the book treating of this matter should be of Catholic source or at least have Chruch approval. If these conditions are observed, then certainly the Church does not forbid reading on this topic.

Much is written on sex life which is not intended to inform but to tempt. Much is written about sex life which is absolutely wrong and purposely misleading. It is to guard against such reading material—whether on topics of sex or on other subjects which touch faith or morals—that the Church endeavors to direct her members . Suggestion and guidance in this reading can be obtained from parents, the teacher or the pastor. This department will give direction, but the age of the questioner must be taken into consideration.

Why does your Church forbid the beautiful and romantic "Here Comes the Bride" at wedding ceremonies?

The Church has the right and duty to prescribe what is fitting and proper for the administration of the Sacraments and for the dignity of the House of God.

"Here Comes the Bride" is not a wedding march but a bedroom ballad. It is taken from the Opera, "Lohengrin" and occurs in the bridal chamber of Elsa and Lohengrin in act three. It serves as an overture of impending tragedy. Immediately after the bridal procession Elsa upbraids her husband for not sharing a secret with her. Each then accuses the other of mistrust. In the midst of the argument that ensues their room is broken into by Frederick who is promptly killed by the bridegroom.

This is the setting of the romantic wedding march so much desired by brides who do not know its meaning. Certainly no well instructed bride would want the atmosphere of impending tragedy to surround her on the happiest day of her life. That is why Holy Mother Church with discriminating good taste thinks that such worldly compositions should be left to the operatic stage where they properly belong.

What is meant by the Nuptial Blessing?

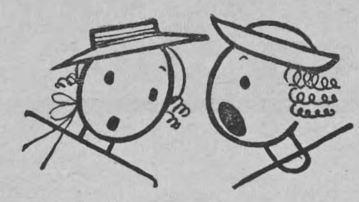
The Nuptial Blessing is a special prayer read over the woman in the ceremony of Catholic marriage. It is given by the priest after the Pater Noster of the Mass. It can be received only once. If it has been given at a previous marriage, it is not repeated. Neither is it given outside of Mass. Near the end of the Mass, another and a shorter blessing is read over both man and wife asking for fruitfulness, peace, and everlasting happiness but the Nuptial Blessing is directed rather to the woman than to the man and runs as follows:

"O God, who by Thy mighty power didst make all things out of nothing; who having set in order the beginnings of the universe and made man to God's image didst appoint woman to be his inseparable helpmate, in such wise that the woman's body took its beginning from the flesh of man, thereby teaching that what Thou hadst been pleased to institute from one principle might never lawfully be put asunder; O God, who hast hallowed wedlock by a mystery so excellent that in the marriage-bond Thou didst foreshow the union of Christ with the Church: O God, by whom woman is joined to man, and that fellowship which Thou didst ordain from the beginning is endowed with a blessing which alone was not taken away either by the punishment for the first sin or by the sentence of the flood; look in Thy mercy upon this Thy handmaid, who is to be joined in wedlock and entreats protection and strength from Thee. Let the yoke of love and peace be upon her. True and chaste, let her wed in Christ; and let her ever follow the pattern of holy women; and let her be dear to her husband like Rachael; wise like Rebecca; long-lived and faithful like Sara. Let the father of sin work none of his evil deeds within her. Let her ever be knit to the faith and to the commandments. Let her be true to one wedlock and shun all sinful embraces. Let her fortify her weakness by strong discipline. Let her be grave in demeanor and honoured for her modesty. Let her be well taught in heavenly lore. Let her be fruitful in offspring. Let her life be good and sinless. May she win the rest of the blessed in the kingdom of Heaven. May they both see their children's children unto the third and fourth generation, and may they reach the old age which they desire."

When I was 19 years old, I suddenly became very ill and I promised, if I would get well again, to say the "Our Father" once daily for all sick people. So I did for years. I got well again and I kept my promise. Now I have a family and all the work in the house (farm) to look after and some days I forget the prayer or I fall asleep before I say the prayer. Do I have to say all these forgotten prayers next day or so, when I think of it? I certainly do not forget them on purpose. Please answer my question short and clearly, as it is on my mind almost constantly.

Briefly, your promise was a private personal vow of a work offered in thanksgiving for God's favour. You could hardly have had the intention of binding yourself under the pain of mortal sin. Nor could you have had the intention of binding yourself even to excluding occasional unintentional omissions. Hence in your case you have nothing to worry about. As long as your intention to fulfill your promise was firm and you said the prayer whenever you could during the day (or night), though perhaps forgotten sometimes, you may be sure that God was still more than pleased. There is no need to worry about past omissions. If you wish you can say the prayers but there can hardly be any strict obligation anymore.

Did you hear these?



Judge—Are you the defendant in this case?

Darkey—No, sah. I'se got a lawyer to do my defendin'. I'se de gent'man what stole de chickens."

Host: "Mr. Smith, meet Miss Crabtopheffer."

Mr. Smith (a slightly deaf man): "I am very glad to meet you, Miss — Miss — will you please repeat that name once more?"

Host: "Crabtopheffer!"

Mr. Smith: "Gosh, I can't make it out! It sounds like Crabtopheffer to me."

Mr. Jones found some holes in his socks and asked his wife: "Why haven't you mended these socks?"

"Did you buy that coat you promised me?"

"No - o," he replied.

"Well, then, if you don't give a wrap, I don't give a darn."

"I understand," said a young woman to another, "that at your church you are having such small congregations. Is that so?"

"Yes," answered the other girl, "so small that every time our rector says 'Dearly Beloved' you feel as if you received a proposal."

"Suddenly," drawled Rastus, as he recounted his war experiences, "de enemy was sho' right on us so dat ah couldn't do nuttin but drop mah gun and run. After a time ah turns roun' an' says to ma'self, 'Rastus, dey ain't followin' no mo.' "

"And then what did you do?" asked a listener.

"Well, den," replied Rastus, "ah slowed down to a gallop."

The ultra-rich man had gone to the seaside for a holiday. His wife, who went out swimming, was nearly drowned and was rescued with difficulty.

She was unconscious, surrounded by a crowd, when her husband puffed up to ask how she was.

"Pretty bad," said the doctor, "I'm afraid we'll have to give her artificial respiration."

"Artificial respiration be blowed," said the man, excitedly. "You'll give her the real thing. I'll pay for it."

The weighing machine was out of order, but no notice to that effect had been posted. An unsuspecting fat lady clambered on and inserted a penny. Among the curious bystanders was an inebriated gentleman intently watching the dial. The scale registered seventy-five pounds. "My gosh," he whispered hoarsely, "she's hollow."

"Oh, darling, look what's happened to my first pancake!"

"Never mind, dear, it may not be a complete failure. Let's try it on the victrola."

Chubb—"I hear you and the boys struck for shorter hours. Did you get them?"

Kickbush—"Sure, we ain't workin' at all now."

First Floor-walker: "Poor old Perkins has completely lost his hearing. I'm afraid he will lose his job."

Second Floor-walker: "Nonsense. He's to be transferred to the complaint department."

Daughter: "Did you have many love affairs, Daddy?"

Soldier Father: "No, child. I fell in the first engagement."

Native—Well, what do you think of our little city?

Visitor—It's the first cemetery I ever saw with traffic lights!

The Priestly Burse . . .

"To help a poor boy become a Priest and Missionary is more pleasing to God than building a beautiful church or donating an altar of fine marble."

● A BURSE makes it possible for a poor student for the priesthood to receive the necessary instruction.

⊙

● A BURSE is a permanent support and investment, one that will always redound to the generosity of the donators.

⊙

● GIVE towards this Priestly Burse and perform a fine act of Christian Charity! Gain for yourself a remembrance in countless Masses of Oblate Priests who must needs remember those who in their charity made it possible for them to become Ambassadors of Christ!

Previously acknowledged	$538.20
Mrs. M. Wekl, Regina, Sask.	5.00
Anonymous, Lake Lenore, Sask.	2.00
Anonymous, Alta.	10.00
Friend, Sask.	5.00
A Friend, Humboldt, Sask.	20.00
Total to date	$580.20

⊙

Please address your contribution towards the education of a priest to:

The Director of the Missionary Association of Mary Immaculate
c/o Marian Press—924 Victoria Ave., Regina, Sask.

An Appropriate and Pleasing



PRESENT or GIFT

for a

BIRTHDAY, WEDDING or FEASTDAY

for a Relative or Friend

is a year's Subscription to

THE MARIENBOTE

Please send The Marienbote for one year to:

Name ....

Address ....

Enclosed you will find $1.00—also please mail a gift letter stating that the magazine is being sent with the compliments and best wishes of

Name ....

Address ....